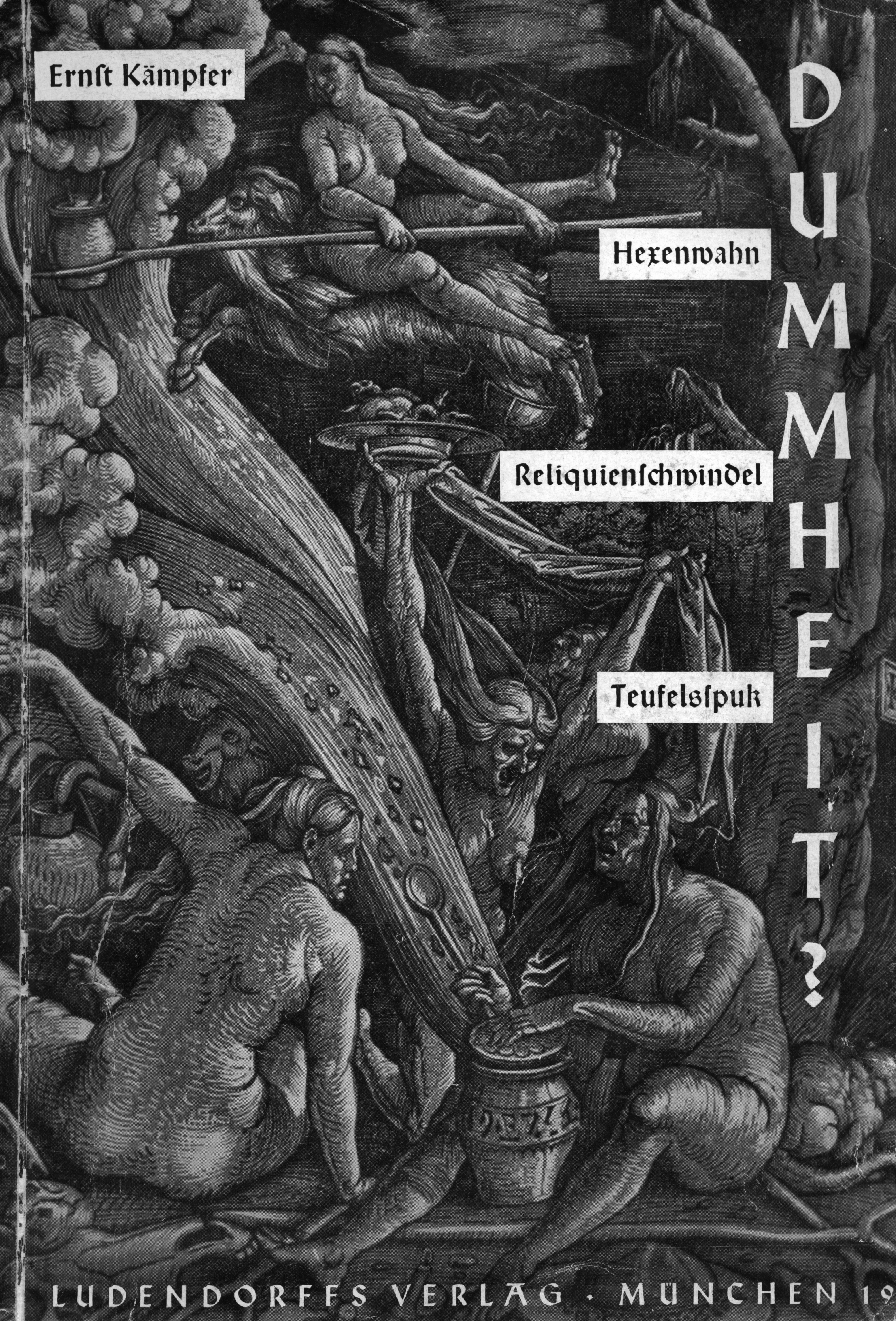

Ernst Kämpfer
DUMMHEIT?
Hexenwahn
Reliquienschwindel
Teufelsspuk
LUDENDORFFS VERLAG · MÜNCHEN 19

Dummheit?

Hexenwahn, Teufelsspuk und Reliquienschwindel

Von

Ernst Kämpfer

„Denn meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir. Und ich gebe ihnen das ewige Leben; und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie mir aus der Hand reißen."
Johannes 10, 27—28.

„Die dümmste Religion ist die beste."
Papst Alexander VI.



1937

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München 19

Printed in Germany / Druck der Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung des Verlages	4
Ein Vorwort	5
Der Teufel geht um	7
Hexen spuken	40
Die Hölle brennt	66
Der Himmel lockt	82
Die „Muttergottes“ erscheint	93
Der Moder stinkt	114
Wunder und Wallfahrten	131
Das liebe Geld	143
Schlußwort	154

Vorbemerkung.

Der Verfasser bedient sich im Nachfolgenden der landläufigen Ausdrucksweise, um allgemeinverständlich zu bleiben, und nennt den Nährboden der christlichen Teufels- und Zauberwahnlehren „Dummheit". Dieser Ausdruck hat den Vorteil der Volkstümlichkeit, wenn er auch den Kern der Sache, genau genommen, nicht trifft. Nicht Dummheit allein ist es, worauf die Wahnlehren sprießen, sondern etwas bei weitem Gefährlicheres und — zugleich leichter zu Bekämpfendes. Gewiß spielt auch organische, angeborene und durch Alkoholgenuß künstlich erzeugte Dummheit, Beschränktheit der Vernunft, eine große Rolle bei der Ausbreitung und Erhaltung des unsinnigen Wunderglaubens usw. Viel gefährlicher aber ist die künstlich erzeugte „Dummheit", das durch christliche suggestive Kindererziehung und Erwachsenenbehandlung hervorgerufene „induzierte Irresein", ein künstlicher Wahn, der weit mehr verbreitet ist, als man allgemein annimmt.

Diese geistige Erkrankung zahlreicher Deutscher, die sich darin äußert, daß die mit dem Glauben, mit der Religion zusammenhängenden Gebiete des Geistes, der Hirntätigkeit, sozusagen außer Betrieb gesetzt, lahmgelegt werden, ist nicht unheilbar. Gelingt es, einem so Erkrankten die Suggestionen aufzuzeigen, denen er verfallen, und die Suggereure und deren heimliche Ziele zu entlarven, so kann ein „induziert Irrer" gesunden. Und da es in dem Daseinskampf des Deutschen Volkes auf jeden einzelnen Volksgenossen ankommt, da ferner der induzierte Wahn die Menschen aus ihrem Volke „herauserlöst", so erhellt daraus die große Bedeutung der vorliegenden Arbeit, die reiches Material über den christlichen Teufels-, Wunder- und Höllenwahn zusammenträgt und die versteckten Ziele der Suggereure, die aus reiner Machtgier diesen Wahn planmäßig erzeugen und erhalten, aufzeigt.

Der Verlag.

Ein Vorwort.

Angeregt wurde ich zum Sammeln der Belege und zum Schreiben dieser Schrift durch verschiedene, mich sehr bedrückende Vorkommnisse in meiner näheren römisch-katholischen Umgebung. Ich erinnerte mich in Ansehung dieser Vorkommnisse an meine eigene Jugend, die ich zum Teil in einer römisch-katholischen Klosterschule verbrachte. Als ich bei Kindern in der Nachbarschaft immer wieder wahrnehmen konnte, wie tief sich die Teufelsfurcht, der Hexenglaube, die Höllen- und Fegefeuerangst einerseits und die Marienvergötterung, der Reliquienkult und der Wunderschwindel andererseits in die jungen Menschen unseres Geblüts eingefressen hatte, begann ich mit der Dummheit zu ringen. Und ich fand, daß der Kampf nicht vergebens ist, daß sich viel künstlich in die Seelen gepflanztes Unkraut wieder ausjäten läßt, wenn man den Menschen an Beispielen zeigt, welchen Irrweg sie gehen.

Über meinen kleinen, räumlich beschränkten Kreis hinaus zu wirken ist der hervorragendste Zweck dieser Schrift. Sie kann keinesfalls auf Vollständigkeit einen Anspruch erheben, aber sie gibt, meines Erachtens, eine Einleitung zu weiterer Aufklärung aus den in der Schrift angeführten Werken. Hervorheben muß ich, daß mir beim Verfassen dieser Schrift besonders „Ludendorffs Volkswarte“ und „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ die wesentlichsten Grundlagen und eine nahezu unerschöpfliche Quelle der Anregung gaben. Dafür dem Haus Ludendorff treudeutschen Dank! Auch sei gedacht und gedankt jenem mir leider nicht bekannten Verfasser der nachstehenden Verse, die ich beim Schreiben dieser Schrift ständig vor Augen hatte:

„. . . . . . wir sehen Kreuze aufgerichtet,
Und Scheiterhaufen flammen in der Runde;
Und auf den Opfern an den Marterpfählen
Mit stumpfen Lächeln spricht ein Weib:

‚Sieh die Gequälten, meine Feinde sinds!
Sie nannten Weise sich, Vernunft und Tugend,
Natur und Wahrheit und Gerechtigkeit,
War ihre Losung, ich verderbe sie!'
Da greift uns jähe ein Entsetzen an.
‚Wer', ruf ich, ‚bist du, fürchterliches Weib?'
Sie aber richtet sich stolz auf und spricht:
‚Wohlan, ich bin der Menschheit ärgste Feindin,
Und doch bin ich die Fürstin dieser Welt.
Selbst Götter kämpfen gegen mich vergebens.
Vernimm es, Erdensohn, ich bin die — Dummheit!'"

Gegen diese Dummheit geht unser Kampf! All' jene Deutschen Frauen und Männer, die in der restlosen geistigen Geschlossenheit unseres Volkes unser erhabendstes Ziel sehen, müssen mit antreten im Kampf gegen die Bewahrer und Verbreiter jener „christlichen Einfalt", die der gefährlichste Ausläufer der menschlichen Dummheit ist! Den „induziert Irren" aber soll diese Schrift ein allerdings nicht mild wirkendes Mittel zur Gesundwerdung sein.

Dies und nichts anderes wünscht
der Verfasser.

Der Teufel geht um ...

„Das Wunder Gottes und das Geheimnis des Teufels, sie hängen zusammen. Man kann das eine nicht leugnen, ohne das andere zu verkleinern."

Jesuitenpater Friedrich Muckermann im „Gral".

Das Geheimnis des Teufels! Gibt es ein solches? O ja, und unsere Zeit ist daran, es im eigenen Volk zu entblättern! Immer mehr wird sich der freie Deutsche bewußt, daß der angebliche Teufel nichts anderes ist als der von der christlichen Pfaffheit bewußt in den Vordergrund gestellte Schäferhund Jahwehs, den sie braucht, um ihre Schäflein beisammen zu halten. Noch gibt es genug von Geburt an verängstigte Menschen, die zitternd vor dem Teufel ihre Tage verbringen, und die Pfaffheit sorgt eifrig dafür, daß diese Angst nicht vergeht. Nahezu zwölfhundert Jahre verpestet der Teufelswahn unser Volk, das vor der Einführung des Christentums von einem Teufel nichts wußte. Der Teufel, diese geistige Ausgeburt morgenländischer Dämonenfurcht, römischer Machtgier und pfäffischer Geilheit, hat seitdem undenkbar viel Unheil verschuldet. Heute noch kriecht und stinkt er in den tiefsten Spelunken menschlicher Dummheit herum.

Das Christentum stellt uns den Teufel vor als schwarzes, gräuliches Ungetüm, mit gedrehten Hörnern am Kopf, einem Bocks- und einem Pferdefuß, einem zottigen Kuhschwanz und dergleichen mehr. So wars vor Jahrhunderten, so ist es — leider — noch heute! Je schrecklicher die christliche Pfaffheit den Teufel an die Wand zu malen versteht, um so größere Furcht vermag sie vor ihm zu erwecken. Und das ist ja schließlich der Zweck der traurigen Übung! Was das Vertrauen zu Gott nicht vermag, das soll die Furcht vor dem Teufel bewirken: der Pfaffheit die Macht zu erhalten über die Gemüter und Geldbeutel der Gläubigen! Die Pfaffheit weiß es, daß bei den meisten einfältig gläubigen Menschen die

Liebe zum unverstandenen Gott nie so groß ist, wie die eingedrillte Furcht vor dem viel handgreiflicher scheinenden Teufel. Darum ist dieser auch ein wichtiger, wenn nicht gar der wichtigste Bestandteil aller christlichen Lehren, die ohne ihn einfach nicht auskommen können. Er wird auch erst mit dem Christentum aus dem Bildkreis der Menschen verschwinden.

Die christliche Teufelsvorstellung kommt aus der nachbabylonischen Zeit des Judentums. Bis dorthin haben nämlich nicht einmal die Juden den Teufel gekannt. Die biblische Schöpfungmär weiß nichts von ihm zu erzählen, der Satan im Buche Hiob ist nur ein Versucher und steht übrigens mit Jahweh auf sehr gutem Fuß. Moses läßt auch die angebliche Stammutter des Menschengeschlechts nicht durch den Teufel verführen, sondern durch die Beredsamkeit einer Schlange. (1. Moses 3, 1 bis 6.) Bei Moses finden wir auch nur ziemlich harmlose „Feldgeister", von denen gesagt wird, daß die „Kinder Israels" mit ihnen „huren". (3. Moses 17, 7 und 5. Moses 32, 17.) Schließlich soll sich der „Herr" selbst durch prophetischen Mund als derjenige bezeichnet haben, der da „Licht und Finsternis mache, den Frieden gebe und das Übel schaffe". (Isaia 45, 7 usw.) Vom richtigen Teufel ist im sog. alten Testament eigentlich nur im „Buch der Weisheit" so nebenher die Rede, indem er dort bezichtigt wird, er sei die Schuld am Tode des Menschen. In volle Erscheinung tritt der Teufel erst im christlich „veredelten" Judentum des sog. neuen Testamentes. Darin ist der Teufel schon der sichtbare, mit allen möglichen Machtmitteln ausgestattete Widerpart Gottes. Jesus disputiert mit ihm, treibt ihn aus Epileptikern aus, läßt ihn in eine Schweineherde fahren usw. Petrus *fürchtet* den Teufel schon und warnt in seinem ersten Hirtenbrief (5, 8) vor ihm mit den Worten: „Seid nüchtern und wachsam! Euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge..." Und Johannes läßt in seiner „Offenbarung" verlauten: „Und es wird ausgeworfen aus dem Himmel der große Drache, die Schlange, *die da heißet der Teufel* und Satanas, der die ganze Welt verführet; und ward geworfen auf die *Erde*, und seine Engel wurden auch dahin geworfen." (12, 9.) Paulus tat sein übriges und erklärte gleich alle heidnischen Götter als Teufel mit den Worten: „Ich sage euch, daß die Heiden, was sie opfern,

nicht Gott, sondern den *Teufeln* opfern. Nun will ich aber nicht, *daß ihr in der Teufel Gemeinschaft sein sollt.*"

Die Grundlage für einen richtigen Teufelsglauben war also gegeben und den Nachfolgern der „Apostel" blieb nur übrig, denselben noch auszubauen, was denn auch sehr ausgiebig geschah. Also wimmelte es bald in der Einbildung der christlichen Menschen auf der Erde von tausenderlei Teufeln, die Bäche, Ströme, Seen, Meere, Gärten, Felder, Wälder, Berge und Täler besetzt hielten und überall lauerten, die Menschen zu verführen. Sogar die Luft sollte nach dem von der Pfaffheit gezüchteten Glauben der Einfalt mit Teufeln durchsetzt sein, so daß die *Messalianer* — ein Mönchsorden des vierten Jahrhunderts — immer und überall ausspuckten, um die Teufel, die sie fortgesetzt einatmen mußten, sogleich wieder loszukriegen. Kein Geringerer als der hochheilige Papst *Gregor der „Große"* (gest. 604) versicherte allen Ernstes, daß einmal ein Nönnlein, bei einem Spaziergang im Garten, *mit einem Lattichblatt einen Teufel verschluckt habe*, weil sie vergaß, vor dem Schlucken über sich und das Blatt das Zeichen des Kreuzes zu machen. Da nimmt es nicht Wunder, wenn sich mit der Zeit unter den „Gottesgelehrten" ein wahrer Wettbewerb in der Beschreibung der verschiedenen Eigenschaften des Teufels ergab. Aber erst zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts konnte der sonst sehr gescheite Mönch *Cäsarius von Heisterbach* feststellen, daß die den Menschen sichtbaren Teufel nur Vorderseiten aber keine Rückseiten hätten, trotzdem aber sich fortpflanzen könnten. Auch über die Länge des Schweifes, den der Teufel nach dem übereinstimmenden Urteil aller „Gottesgelehrten" mit sich schleppen muß, wurden vielerlei gelehrte Abhandlungen geschrieben! Pfäffische Geilheit brachte es schließlich auch fertig, die Teufel in *männliche* und *weibliche* einzuteilen, d. i. in „Incubi" (daraufliegende) und „Succubi" (untenliegende) Teufel, die sich den Menschen zu fleischlichem Umgang anbieten . . .

Jahrhundertelang ward die Christenheit von der Pfaffheit fast restlos beherrscht durch die in ständiger Hochspannung gehaltene *Furcht vor dem Teufel.* Als dann, nach Beendigung der Kreuzzüge und mit dem Aufkeimen der Wissenschaften, hier und dort von vernünftigen

Menschen versucht wurde aus dem gräulichen Wahn heraus zu kommen, setzte die „Heilige Inquisition“ ein und ließ viel tausend Scheiterhaufen aufflammen. Wer dem Willen und der Ansicht der Pfaffheit entgegen stand, wurde einfach des Bündnisses mit dem Teufel bezichtigt, vor die „Heilige Inquisition“ gestellt und in den meisten Fällen lebendig verbrannt! Grauenhaftes muß sich zugetragen haben in den Kerkern des „Heiligen Offiziums“! So wurden z. B. nach dem Bericht der „Vossischen Zeitung“ in Folge 110 vom Jahre 1797 in Ferrara in Italien in nämlichem Jahre

„die Figur eines Teufels, die durch Springfedern in Bewegung gesetzt werden kann, als eine große Seltenheit verkauft... Man fand sie im Inquisitionshause und das hl. Offizium soll sich ihrer bedient haben, die Inquisiten in Schrecken zu setzen.“

In Ansehung solch erbärmlicher Mittel darf es uns nicht wundern, daß die „Inquisiten“, zumeist selbst von größter Furcht vor dem Teufel beseelt, oft in Irrsinn verfielen und die haarsträubendsten „Geständnisse“ machten! Diese sorgsam protokollierten Aussagen an Leib und Seele furchtbar gemarterter Menschen wurden zu einem „neuen Beweis“ für die „Gefährlichkeit des Teufels“ gemacht und dem verängstigten Volk von Kanzel und Schranne vor Augen geführt. Um dem Teufel und damit der „Hl. Inquisition“ zu entgehen, strömten die Menschen in Massen zu den ihnen von der Pfaffheit gewiesenen „Heiligtümern“ und opferten dort an Geld und Gut, was sie nur zu opfern vermochten! Also diente der Teufelswahn der Pfaffheit zur Sammlung von Reichtümern! Darum wurde der Wahn durch die Pfaffheit stets neu bestärkt, so daß das ausgehende Mittelalter eine wahre Blütezeit der Beachtung des Teufels war. In Ansehung dieser von niemand bestreitbaren Tatsache dünkt es uns ganz folgerichtig, daß der selbst von einem argen „Unzuchtteufel“ besessene Papst Innozenz VIII. am 5. 12. 1484 seine berüchtigte Bulle „Summis desiderantes“ erließ, in der es u. a. heißt:

„... Zu unserem tiefsten Schmerz erfuhren wir unlängst, daß in manchen Teilen Deutschlands, vornehmlich in der Umgebung von Mainz, Köln, Trier, Salzburg und Bremen sehr viel

Personen beiderlei Geschlechts, uneingedenk des eigenen Heils, vom katholischen Glauben abirrten und sich mit Teufeln in Manns- oder Weibsgestalt geschlechtlich versündigten und mit ihren Bezauberungen, Liedern, Beschwörungen und anderen abscheulichen abergläubischen und zauberischen Lastern und Verbrechen die Niederkünfte der Weiber, die Leibesfrucht der Tiere, die Früchte der Erde, die Weintrauben und Baumfrüchte, wie auch die Männer, die Frauen, die Haustiere, auch die Weinberge, die Obstgärten, die Wiesen, die Weiden, das Getreide und andere Erdfrüchte verderben und umkommen machen. Auch peinigen sie die Männer, die Weiber, die Zug-, Last- und Haustiere mit fürchterlichen inneren und äußeren Schmerzen, verhindern die Männer, daß sie zeugen und die Weiber, daß sie gebären und den Männern die eheliche Pflicht leisten können. Auch verleugnen sie den in der Taufe empfangenen Glauben mit meineidigem Munde, begehen auf Anstiften des Feindes des Menschengeschlechts viele schändliche Verbrechen, Sünden und Laster zum Schaden ihrer Seelen, zur Beleidigung der Majestät Gottes und zum Ärgernis für viele. Dies geschieht, obwohl unsere geliebten Söhne, Heinrich Institoris für die obgenannten Teile Deutschlands, und Jakob Sprenger für gewisse Striche am Rhein, beide Mitglieder des Predigerordens und Professoren der Theologie, durch apostolische Beglaubigungsbriefe zu Inquisitoren bestellt worden sind."

Aus solch unfehlbarer Dummheit heraus konnten die obgenannten Professoren der Theologie darangehen, ihren berüchtigten „Hexenhammer" der Öffentlichkeit zu übergeben. Dieses Buch der „Gottesgelehrten" Heinrich Institorius und Jakob Sprenger erschien erstmalig gedruckt im Jahre 1489. Was es in der Welt an religiösem Aberwitz, dummdreister Pfaffenspitzfindigkeit, widerlicher Unzucht und ausgeklügelter Grausamkeit gibt, findet in diesem schandbaren Werk seinen Niederschlag. Dafür fand dieses Buch auch die wärmste Befürwortung und Förderung seitens aller kirchlichen Kreise und erlebte bis zum Jahre 1500 (!) nicht weniger als neun Auflagen! Wie albern

dieses Buch ist, mag man daraus ersehen, daß die zwei „Professoren der Heiligen Schrift" das Wort „Diabolus" (Teufel) von „Duo" (zwei) und „Bolus" (Bissen) ableiten, weil — man höre und staune — „Leib und Seele zwei Bissen für den Teufel seien". Ausdrücklich ist im „Hexenhammer" festgelegt, daß es

ein Glaubenssatz für jeden Christen sei, daß es Hexen gebe und diese mit dem Teufel im Bunde stehen.

Also war ein grauenhaft wirkendes Mittel zur Massenvertilgung aller der Pfaffheit mißliebigen Menschen geschaffen worden! Leider brachte auch die bald darauf einsetzende Reformation Martin Luthers darin keine Änderung, denn Martin Luther stak selbst bis über die Ohren im Teufelswahn, ja, er soll sogar manchmal mit dem „Teufel gerauft" haben! Somit wirkte der Teufelswahn auch in den protestantisch gewordenen Gebieten weiter und trug auch dort die stinkendsten Früchte. So sehr waren damals die Gehirne vernagelt, daß der protestantische Kurfürst August von Sachsen folgenden Satz in die kurfürstlichen Constitutionen aufnehmen ließ:

„So jemand in Vergessenheit seines christlichen Glaubens mit dem Teufel Bündnisse aufrichtet, umgehet oder zu schaffen hat, dieselbige Person, ob sie gleich mit Zauberei niemals Schaden zugefügt, soll mit Feuer vom Leben zum Tod gerichtet werden."

Auf die Spitze getrieben aber wurde der Teufelswahn durch die Jesuiten, deren Höllenverängstigungmethode wohl nicht mehr zu übertreffen ist[1]). Unter ihrem Einfluß schoß der helle Unsinn zu unglaublicher Höhe empor und feierte wahre Orgien in Folterkammern und auf Scheiterhaufen. Der an der Jesuitenuniversität in Ingolstadt wirkende Jesuit Adam Tanner schrieb in seinem, dem Kaiser Ferdinand II. (gest. 1637) gewidmeten Werk „Theologia Scholastica" u. a.:

„. . . diejenigen, welche die Verbrechen der Hexen und besonders ihre körperlichen Fahrten durch die Luft und ihren geschlechtlichen Verkehr mit dem Teufel bestreiten, sind nicht zu dulden . . ."

---

[1]) Siehe „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende" von Erich und Mathilde Ludendorff.

Jahrzehntelang stiegen aus Hunderten von Scheiterhaufen die furchtbaren Brandopfer der pfäffisch geschürten Dummheit empor! Um nur ein kleines Beispiel zu geben von der Bestialität der Auswirkungen des Teufelswahns, sei an den seinerzeit viel erörterten Fall des katholischen Geistlichen Urban Grandier erinnert. Dieser lebenslustige Pfarrer wurde im Jahre 1632 von den ebenso lebenslustigen Nonnen des Augustinnenklosters in Loudun in Frankreich bezichtigt, er hätte sie dem — Teufel zugeführt. Es kam zu einem großen, aufsehenerregenden Prozeß, der überreich ist an Beweisen christlicher Dummheit und pfäffischer Grausamkeit. Urban Grandier wurde auf die Folter gespannt, seine Beine zwischen zwei Bretter gepackt, die man mit einem Seil so fest als möglich zusammenschnürte. Zwischen die Beine und die Bretter trieb der Henker alsdann mit einem Hammer hölzerne Keile. Einigen Pfaffen, die vorher die Folterwerkzeuge geweiht hatten, ging die Folterung zu wenig wirkungvoll vor sich, sie behaupteten, dem ungeweihten Henker könne der Teufel leicht widerstehen, also nahmen sie selbst den Hammer und schlugen auf die Keile, bis dem Gefolterten das Mark aus den Knochen floß. Darauf wurde Urban Grandier zum Richtplatz geschleppt und lebendig verbrannt. Er war auch beschuldigt worden, folgenden Pakt mit dem Teufel geschlossen zu haben:

„Mein Herr und Gebieter Luzifer! Ich erkenne dich für meinen Gott und verspreche dir, so lange ich lebe, zu dienen. Ich entsage Gott, Jesu Christo und allen Heiligen, der römisch-katholischen Kirche und allen ihren Sakramenten, dem Gebete und allen Fürbitten für mich und verspreche dir, so viel mir möglich ist, Böses zu tun und, wen nur immer ich kann, zum Bösen zu verführen. Ich tue Verzicht auf alle Verdienste Christi und seiner Heiligen und übergebe ganz mein Leben deiner Willkür, im Falle ich unterlassen sollte, dir zu dienen, dich anzubeten und dir täglich dreimal zu opfern."

Dieser „Pakt" wurde mit dem Beisatze bekannt gemacht: „Das Original ist in der Hölle, in einem Winkel der Erde, in Lucifers Kabinet, unterschrieben mit des Zauberers Blute." Nun darf man aber nicht meinen, solches hätte in jener Zeit nur in Frankreich, nicht aber in Deutschland vorkommen können! O nein, Finsternis,

tiefste Finsternis lag auch über dem von Rom und Habsburg überschatteten Land der Dichter und Denker, in dem der Teufelswahn sogar die Fürsten erfaßt hatte! Als dem Herzog von Henneberg das am 22. 8. 1698 abgeschlossene Protokoll über den während der Folterung erfolgten Tod der „Hexe" Mozen vorgelegt wurde, befahl er die Leiche unter dem Hochgericht einzuscharren, denn es sei erwiesen, daß ihr während der Folterung „vom bösen Feind der Hals zerknickt" wurde. Solch' dumme Ansichten waren gang und gäbe und wurden von allen „Armen im Geiste", gleich welchen Standes, wahrhaftig geglaubt, denn die Jesuiten und sonstigen Pfaffen aller christlichen Bekenntnisse nährten fleißig die stinkenden Flammen des Teufelswahnes. Im großen und ganzen wurden die christgläubigen Menschen dieses finsteren Zeitalters — mit Ausnahme der geweihten Pfaffen — nicht mehr als „Ebenbilder Gottes", sondern als „Behältnis des Teufels" betrachtet, der mit ihnen Verträge machte, sie beschlief, in die Lüfte entführte usw. Weder essen noch trinken, weder wachen noch schlafen konnte der gläubige Christ, ohne vom Teufel besetzt oder geritten zu werden. Jahrzehntelang wurden im ganzen christlichen Europa die Gläubigen in einem furchtbaren Angstzustand erhalten, was die schlechtesten Folgen hatte für die Charakterbildung der Nachkommenschaft.

In allen christlichen Ländern qualmten die Scheiterhaufen! Im Herzogtum Lothringen allein wurden in fünfzehn Jahren 800 Menschen wegen Zauberei verbrannt, im Kurfürstentum Trier in verhältnismäßig wenigen Jahren gegen 7000 Menschen als „vom Teufel besessen" prozessiert und zumeist auch hingerichtet. Im Braunschweigischen erlitten oft an einem Tage 10 bis 12 „vom Teufel besessene" Menschen den Tod in den Flammen, so daß, wie eine Chronik berichtet, „die Richtstätt der vielen Brandpfähle wegen, wie ein kleiner Wald anzusehen war". Eine fünfjährige Hochflut des Wahns verschlang im Stift Bamberg 600, eine bloß zweijährige (von 1627—1629) im Würzburgischen 157 Opfer, deren Zahl sich jedoch bald auf 900 steigerte, darunter Kinder von 10 bis 12 Jahren! Noch im Jahre 1754 wurde in Oberbayern ein 13jähriges und zwei Jahre später in Landshut ein 14jähriges Mädchen enthauptet, weil

es mit dem Teufel Umgang gepflogen, Menschen behext und Wetter gemacht haben sollten.

Endlich kam die Zeit — sie ist gar nicht so fern! —, in der infolge der denn doch erwachten Selbstbesinnung der Menschen die Scheiterhaufen keine Opfer mehr fanden. Aber der Teufelswahn wurde von der Pfaffheit weiter gepflegt, die Verängstigung wirkte ungehemmt weiter. Nach wie vor waren die Jesuiten die eifrigsten und gefährlichsten Träger und Verbreiter dieses furchtbaren Schreckmittels. Im Jahre 1723 erschien, herausgegeben von der „kathechesischen Bibliothek des Jesuitenkollegs in Graz" der „Christ-katholische Stadt- und Landkatechismus" nach dem heiligen Jesuitenpater und Doktor der „Heiligen Schrift" Petrus Canisius, enthaltend „alle vornehmsten Grundlehren einer wahren, alleinseligmachenden Religion". Dieses weit verbreitete Erbauungbuch bringt unglaublich dumme Geschichten vom Teufel. Ein kleines Beispiel davon auf Seite 125:

„In Polen in der Stadt Poldachia hat im Jahre Christi 1585 ein katholischer Jüngling mit Unkatholischen auch Fleisch gegessen an einem Freitag im Wirtshaus ... worauf er alsbald besessen, auch vom Teufel jämmerlich erdrosselt wurde."

Sehr eingehend finden wir den Teufel auch behandelt in den Werken des „Doktors der Heiligen Schrift" Alphonso von Liguori[2]) (gest. 1787). Dieser von den Päpsten Gregor VI., Pius IX. und Leo XIII. so hochgeschätzte, im Jahre 1839 sogar heilig gesprochene und 1871 in die Reihe der anerkannten Kirchenlehrer aufgenommene Gründer des Redemptoristenordens, betrachtet in seiner heute noch bei der Heranbildung des römisch-katholischen Klerus fleißig benützten „Moraltheologie" die Buhlschaft von Menschen und Teufeln untereinander als feststehend. In seiner „Moraltheologie" gibt er folgende Frage und Antwort:

„Begeht derjenige, der sich mit dem Teufel in Gestalt einer verheirateten Frau, einer Nonne, oder einer Verwandten fleischlich vermischt, zugleich Ehebruch, Sakrileg oder Blutschande? Nach sehr pro-

---

[2]) Siehe: „Ein Blick in die Morallehre der römischen Kirche" von Mathilde Ludendorff.

babler Ansicht: nein, wenn sich der Betreffende nämlich an dem Weibsteufel nicht ergötzt, weil er Nonne usw. ist, sondern nur weil er schön ist."

Zweihundert Jahre sind vergangen, seit diese unsinnigen Worte zu Papier gebracht wurden, aber nicht ein Punkt hat sich seitdem geändert im „Lehrgebäude" der römisch-katholischen Kirche, die heute noch im Teufel ein unentbehrliches Mittel zur Verängstigung der Gläubigen sieht. Heute noch sind die „Lehrsätze" des Alphonso von Liguori ein „unantastbares Glaubensgut" im riesigen Dummheitschatz, von dem Pfaffheit lebt und in dem christ-katholische Menschheit geistig erstickt! Heute noch glaubt die ganze römisch-katholische Pfaffheit an die Möglichkeit einer fleischlichen Vermengung des Teufels mit Menschen, hat sich doch der „hochgelehrte" Jesuiten-Moraltheologe August Lehmkuhl in seiner „Theologie moralis" (Freiburg, 1887) in gleicher Weise entschieden wie Alphonso von Liguori! Noch im Jahre 1926 (!) predigte, in Anwesenheit eines sicheren Gewährsmannes des Schreibers dieser Zeilen, ein Jesuitenpater in einer Stadtpfarrkirche: „Seid nüchtern und wachsam! Denn der Teufel geht heute nicht mehr wie ein brüllender Löwe einher, sondern in der Gestalt einer schönen Frau..."

Wir sehen, die Jahrhunderte haben dem Teufelswahn innerhalb der Pfaffheit keinen Eintrag getan! Er hat das neunzehnte Jahrhundert überdauert und wirkt fort im zwanzigsten! Wer seine Erziehung in einer Klosterschule genossen hat, der weiß, welch unsinnige Blüten der Teufelswahn auch in unseren Zeiten noch treibt. Wer gar die Gelegenheit hat, einmal ein paar Zeitungjahrgänge der Vorkriegszeit oder der Neunzigerjahre zu durchblättern, der wird sich an den Kopf greifen ob der geradezu unfaßbaren Auswirkungen, die der Teufelswahn mancherorts zeitigte. Nicht nur die Pfaffheit, sondern auch ganz gerissene weltliche Schwindler machten sich den bei viel „Armen im Geiste" üppig blühenden Wahn sehr zunutze, wie wir aus einem der Fülle entnommenen Beispiel aufzeigen wollen. Es stammt aus einer Zeitungmerke, die im Sommer 1901 durch die Deutschen Blätter ging, dem amtlichen Warschauer „Dnewnik" entnommen war und folgenden Inhalt hat:

„In Warschau erschienen beim Pristaw, d. i. dem Vorsteher des 12. Distriktes einige Bewohner der Vorstadt Schmulewisna und verklagten die Besitzerin des „Contors für Lieferungen von Teufeln", Blume Frenkel, wegen Betruges. Genannte Frenkel habe ihnen gegen Bezahlung von zehn Rubel die Lieferung von sechs Teufeln zugesichert. Diese sollten gegen das Gericht losgelassen werden, das über einen gewissen Schimanski zu urteilen hatte, und zwar sollten die Teufel die Beweisstücke so verwickeln, daß eine Freisprechung erfolgen müßte. Wahrscheinlich aber, so führten die Leute von Schmulewisna vor dem Pristaw weiter aus, habe die „Judsche" die Teufel schon anderweitig vergeben gehabt, denn Schimanski wurde verurteilt. Die Untersuchung ergab, daß die Frenkel schon seit langer Zeit unter den Umwohnern das Gerücht zu verbreiten verstanden hat, daß sie mit dem Oberteufel in Beziehung getreten sei, der sie beauftragt habe, ein „Contor" zu eröffnen, das er mit einer genügenden Anzahl Teufeln ausrüsten werde. Diesem Gerücht schenkten die Leute blinden Glauben und dem „Contor" so vollständiges Vertrauen, daß das Geschäft der Teufelsvermietung recht flott ging. Wo es galt, eine Verlobung oder eine Ehe aufzulösen, oder eine Rache gegen irgend jemand auszuüben, oder etwas zu erreichen, was auf gewöhnlichen Wegen nicht zu erreichen war, da ging man zur „Blumsch", und die „Frenkelsche" bestimmte alsbald die für den betreffenden Fall erforderliche Anzahl Teufel und den Preis für dieselben. Besonders groß war stets die Nachfrage nach Teufeln in Gerichtssachen, die sie so geschickt zu „verwickeln" verstanden haben sollen, daß der Angeklagte regelmäßig gerechtfertigt davongekommen sei. Die Untersuchung gegen die Frenkel hat eine ganze Reihe Betrügereien zutage gefördert. Sie ist dem Gerichte übergeben worden."

Die Gerichtsverhandlung gegen die „Judsche" Blume Frenkel brachte wohl zutage, an wen sie die Teufel geliefert und wer nach Teufeln Bedarf hatte, aber die Herkunft der Teufel ihres „Contors" blieb nach wie vor in das tiefste Dunkel gehüllt. Etwa ist der einige Jahre zuvor vom katholischen Pfarrer von Wending in Bayern vor aller Öffentlichkeit ausgetriebene Teufel mit dabei gewesen, vielleicht

auch jener, den im Sommer 1898, laut einem Bericht des „Slowenski Norod", ein Kapuziner in der Kirche von Zeier in Krain ausgetrieben hat mit den Worten: „Im Namen des heiligen Gesetzes, Teufel geh' aus der Kirche!" Etwa war auch jener Teufel dabei, den ein paar Tiroler Bauern in Pfunds austrieben, worüber das „Tiroler Tagblatt" im Heuert 1899 aus Pfunds wörtlich folgenden Bericht brachte:

„Vor einigen Tagen wurde in einer Alpe der hiesigen Gemeinde eine Teufelsverbrennung sonderbarster Art vorgenommen, und man muß eben mit unseren Verhältnissen vertraut sein, um dies überhaupt glauben zu können. Es trafen drei Bauern in einer Gemeindealpe ein nicht ihnen gehörendes Stück Rindvieh an, das mit dem Rauschbrand behaftet war. Bald waren sie einig, das Tier lebendig zu verbrennen, da ja doch der „Brand" nach ihrer Überzeugung etwas Verhextes war und im betreffenden Vieh der Teufel stecke. Gesagt, getan! Als das arme Tier unter seinen Schmerzen furchtbar brüllte, äußerte einer der Inquisitoren: ‚Es wäre besser, wenn es noch stärker brüllen würde, denn dann ist der Teufel noch drinnen und muß hinaus; täte es nicht brüllen, wäre der Teufel schon ausgefahren.' Als man dem Besitzer diesen Vorgang und den Tod des Tieres mitteilte, fand er alles ganz in Ordnung. War es doch ein gutes Werk, einen Teufel zu verbrennen."

Man mache den biederen Tiroler Bauern keinen Vorwurf wegen ihrer Teufelsverbrennung, sie waren einfachen Gemüts, waren erzogen worden im Glauben an den Teufel und taten nur sich selbst einen Schaden. Sie machten auch aus ihrer „Teufelsaustreibung" kein Aufsehen, vielleicht waren sie hinterher ob ihres Handelns beschämt. Nicht so verhielt sich ein anderer, allerdings zünftiger Teufelsaustreiber, wie aus einem Büchlein hervorgeht, das im Jahre 1913 oder 1914 (Erscheinungjahr ist nicht angegeben, die im Büchlein gebrachten Briefe stammen aus dem Jahre 1912) in der Buchdruckerei „Reichspost" Ambr. Opitz' Nachfolger, Wien, gedruckt wurde und den Titel trägt:

„Ob es wohl auch heute noch Teufel gibt?
oder
Eine wahre Teufelsgeschichte."

Als Verfasser dieses ausdrücklich als „mit kirchlicher Druckgenehmigung“ bezeichneten Büchleins stellt sich ein Herr „Illustrator“ vor. Dahinter verbirgt sich, wie aus dem im Anhang veröffentlichten Briefwechsel hervorgeht, ein katholischer Geistlicher aus F. in Nordböhmen. Das Büchlein behandelt eine regelrechte Teufelaustreibung in der Trappistenstation St. Michael in Afrika. Der Teufel stak in einem 17jährigen Kaffernmädchen namens Germana. Dieses Mädchen war, so sagt „Illustrator“ und bestätigt es der Teufelsaustreiber Pater Erasmus Hoerner auch schriftlich und feierlich, „unleugbar“ vom Teufel besessen, ja es hatte sich am 5. 7. 1906, nach den Angaben der zwei geistlichen Herren, in aller Form mit einem Zettel dem Teufel verschrieben. Jedenfalls ging das Mädchen nicht mehr zur Kommunion, riß die Oberkleider von sich, knirschte mit den Zähnen, knurrte und bellte wie ein Hund, grunzte wie ein Schwein und warf die ihm umgehängten geweihten Medaillen von sich. Doch nun lassen wir den hochwürdigen Herrn selber erzählen, was sich, in Gegenwart von ein paar Nonnen, am 20. August 1906 begeben haben soll.

„Die erschrockene Schwester band ihr sofort ein Agnus Dei, eine Reliquienkapsel nebst einer Medaille der Unbefleckten Empfängnis und des heiligen Benedikt um den Hals und besprengte sie mit Weihwasser. Da aber schrie sie laut auf: ‚O Schwester uyangitshisa, du brennst mich! Laß den P. Erasmus kommen, er allein kann mir helfen!“

Man schickte nach P. Erasmus. Er fand Germana mitten unter 12 bis 15 Mädchen und drei Schwestern in rasendem Disput mit einem Unsichtbaren. Es war, als ob zwei Personen aus dem tobenden Mädchen sprächen. Die eine schrie: ‚Jetzt ist unsere Stunde gekommen! Viele werden jetzt aus der Hölle auf die Erde gesandt, um Seelen zu versuchen, zu quälen und zu verführen! Wehe dir, Germana! Bis jetzt war ich allein, nun aber kommen viele, dich zu quälen.‘

Germana aber rief: ‚Was habt ihr mit mir zu schaffen? Ich kann nichts dafür! Die Schwestern haben den Priester gerufen. Das schwerste aber habe ich ihm noch nicht gesagt!‘

P. Erasmus gab dem armen Mädchen den heiligen Segen. Germana blickte ihn scharf an und sagte dann: ‚Soll ich es diesem da sagen? Darf ich's sagen? Ich sage es doch; ich bin der Sache müde, denn du plagst mich zu sehr. Auch hat er die Verschreibung, welche du zurückverlangtest. Frage ihn, er hat sie mitgenommen ... O, der in mir ist, quält mich schrecklich; Satan ist sein Name!'

Erasmus: ‚Wer bist du denn?' — ‚Yiminia, ich bin es!' ‚Bist du Germana?' — ‚Nein, ich bin nicht Germana!'

Später sagte der Unsichtbare: ‚Ich muß heraus, doch Germana ist mein, ich bekomme sie doch!... Tu das Bild dort weg (Unbefleckte Empfängnis); es ist Maria. Die Schlange unter ihren Füßen? Das ist er, der Unsere, inyoka, der Drache.' Bei diesen Worten stieß das Mädchen ein wildes, teuflisches Lachen aus.

Germana: ‚Ich habe den Satan gerufen und er kam zu mir. Viermal habe ich würdig kommuniziert, dann aber immer sakrilegisch, auch habe ich es nie bekannt, daß »Jener« zu mir gekommen. Ich bin verloren! Ich muß verzweifeln! O, verzweifeln ist schrecklich!'

Nun kam wieder das schreckliche Heulen, Grunzen, Bellen und Toben, von dem wir oben gesprochen.

P. Erasmus stellte neuerdings die Frage: ‚Wer bist du?'

Antwort: ‚Ich bin Satan! Unser inkosi (König) ist Luzifer. Seine Macht ist groß und unzählige abancane (Untergebene) dienen ihm. Wir wurden aus dem Himmel in die Hölle verstoßen, obschon unsere Sünden nicht so groß sind, als die vieler Menschen.'

Priester: ‚Gibt es eine Hölle?'

Unsichtbarer: ‚Ja, es gibt eine Hölle. Das Feuer darin leuchtet nicht, es ist keineswegs mit eurem Feuer zu vergleichen; trotz der Dunkelheit sehen wir einander.

Christus hat uns überwunden durch seinen Tod am Kreuze. Jetzt aber sind viele Geister auf Erden, um die Menschen zu verführen. Christus wird wieder kommen am jüngsten Tag; dann werden wir nochmals gerichtet im Angesicht der ganzen Welt. Wir glauben an Gott, aber wir hassen ihn.' (Das Mädchen knirschte dabei mit den Zähnen.)

Wenn man ihr die Stola um den Hals legte, schrie sie: ‚Weg mit der Stola! Sie ist so schwer und drückt mich gewaltig. Weg damit!' — Gab man ihr Weihwasser, so klagte sie: ‚O, o, laß mich! Das brennt! Das brennt!'

Auf das Gebot des Priesters schwieg sie und, befragt, antwortete sie. Zuweilen jedoch sträubte sie sich und die Worte kamen dann wie gezwungen, knirschend, stoßweise und voll Wut aus ihrem Mund.

Zuweilen klatschte sie in die Hände, stieß ein schallendes Gelächter aus und stellte verführerische Fragen: ‚Hast du Gott gesehen? Wie kannst du glauben, daß ein Gott existiert, den du nicht siehst? Was ist der Glaube? Was heißt glauben? Du glaubst, was du nie gesehen hast! O Dummheit! He! he! he!' Und dabei lachte sie ganz unbändig.

Dabei bat Germana wieder um das Gebet aller, namentlich um heilige Messen, damit sie bald befreit würde. Der Unsichtbare aber fiel ihr ins Wort: ‚Schweig! Germana, du bist mein! Schweig! Sonst — uzaubona, wirst du sehen!'"

Es folgen nun einige so haarsträubend dumme Geschichten über das weitere Verhalten der „Besessenen", daß sich die Feder in der Hand eines nicht im „induzierten Irresein" befindlichen Menschen einfach sträubt, sie wiederzugeben. Kurz und gut, es kam am Sonntag, den 26. 8. 1906 zur ersten Teufesbeschwörung in der Schwesternkapelle des Klosters in St. Michael. Es hat nun wieder der hochwürdige Herr „Illustrator" (!) das Wort:

„Der Priester setzte nach der Predigt die heilige Messe fort und stimmte das ‚Credo' an. Da knurrte, winselte und bellte sie bei jedem Satz. Beim ‚Et incarnatus est' brüllte sie, tobte und knirschte mit den Zähnen.

Mitten unter der Opferung erhob sich Germana frei vom Boden, schwebte in einer Höhe von eineinhalb bis zwei Metern über die Armlehne der Kniebänke hinweg und ließ sich im Presbyterium hinter dem Ministranten lachend und neckend nieder. Wie

ging das zu?[3]) Ein ernster, gebietender Blick des Priesters brachte sie wieder auf ihren Platz zurück.

Etwas später drehte sie sich um, wandte den Rücken gegen den Altar und sprach, sich tief verbeugend: ‚Ungikuleka mina', ‚bete mich an'; auf die ernste Mahnung des Priesters, sich umzuwenden und Gott anzubeten, nahm sie zwar Stellung gegen den Altar ein, sagte aber: ‚Ich kann Gott keine Ehre erweisen, es geht nicht.'

Je näher die Konsekration kam, desto mehr knirschte, brummte und tobte sie. Dazwischen spottete sie auch über die Zerstreutheit einiger Anwesenden.

Beim sakramentalen Segen, der auf das Hochamt folgte, war sie verhältnismäßig ruhig, wandte aber das Gesicht grimmig vom Allerheiligsten ab. Beim ‚Tantum ergo' knirschte sie wieder vor Wut und schrie abermals: ‚Wir können nicht niederknien, wir können nicht anbeten!' Bei der Inzensation rief sie dem Priester zu: ‚Hör' auf mit deinem Rauch!' und fügte dann eine Gotteslästerung bei, die wir nicht wiedergeben können.

So verlief dieser sonntägige Gottesdienst unter beständigen Störungen. Der Eindruck auf alle Anwesenden war ein tiefer und langanhaltender."

Pater Erasmus Hoerner wandte sich nun an seinen vorgesetzten Bischof bzw. an dessen Generalvikar und erbat von diesem die Bewilligung zur Vornahme des feierlichen Exorzismus (Teufelsbeschwörung). Die Bewilligung hiezu traf am 10. 9. 1906 ein und wurden die Patres Mansuet und Erasmus Hoerner mit der feierlichen Teufelsaustreibung betraut. Diese spielte sich, nach der Schilderung „Illustrators", wie folgt ab:

„Die Zeit für den Exorzismus wurde auf Mittwoch, den 12. September, morgens 7 Uhr, festgesetzt. Auch die beiden Missionäre Rev. P. Apollinaris, Rektor von Lourdes (Natal), und Rev. P. Solanus, Rektor von Mariatal, hatten sich dazu eingefunden.

Germana trat ziemlich ruhig ins Presbyterium der Kirche ein und

---

[3]) Anmerkung: In der Urschrift fett gedruckt.

kniete vor dem Altar auf einem Betstuhl nieder. Sechs erwachsene Mädchen, zwei Burschen und ein verheirateter Mann standen nebst zwei Schwestern in unmittelbarer Nähe hinter ihr, um im Falle der Not Hilfe zu leisten. Vor Beginn der heiligen Handlung ermahnte P. Erasmus das besessene Mädchen zu Gebet und Gottvertrauen.

Man begann die Allerheiligen-Litanei. Alsbald fing Germana an, mit den Händen zu zucken, schaute nach rechts und links, verdrehte die Augen und stand auf. Die Kopfbedeckung — ein neues, starkes Kaschmirtuch — fiel herunter; sie fing es mit der Hand auf und riß es ohne das mindeste Geräusch wie ein Stück faules Papier in zwei Teile. Den einen Teil warf sie nach hinten in den Chor, den anderen nach vorne.

Nach Beendigung der Litanei begann genau nach dem Rituale Romanum der feierliche Exorzismus mit den üblichen Fragen nach Namen, Zeit und Zeichen der Ausfahrt usw.

Wegen des Lärmes, der nun entstand — Germana knurrte, brummte und heulte — überhörten die Priester den Namen. Einige der Anwesenden wollten einen Namen, wie Malek oder Balek gehört haben. Bei einer späteren Beschwörung sagte der böse Geist unter kläglichem Heulen und Klagen: ‚Wir (Geister) haben nicht alle einen Namen, nur die Großen haben einen Namen, wir kleinen nicht.'

Bezüglich der Ausfahrt sagte er: ‚Nur noch eine ganz kleine Weile, dann muß ich ausfahren. Ich werde meinen Weg durch ein Fenster der Orgelbühne nehmen; aber Germana muß mit mir zum Fenster hinaus. Wenn sie tot am Boden auffällt, fahre ich in die Hölle hinab.'

Da wir auf die Mitnahme des Mädchens selbstverständlich nicht eingehen konnten, erhob sich ein furchtbares Brüllen und Toben. Am nächsten Tag gab er als Zeichen der Ausfahrt an: ‚Ukubang' umsindo nokuduma', Lärmen und Toben sowie E m p o r h e b e n d e r G e r m a n a [4]). Was, wie die Folge zeigen wird, auch tatsächlich stimmte.

Germana selbst gestand später nach ihrer Befreiung, sie wisse nichts von diesem Toben und Fluchen usw., sie erinnere sich nur, daß jemand

---

[4]) Anmerkung: Von uns gesperrt.

in ihr wirksam war und aus ihr heraussprach. An vieles erinnerte sie sich nur wie an etwas Gehörtes.

P. Erasmus, der zunächst den Exorzismus vornahm, las die im Rituale angegebenen Evangelien. Germana wurde immer unruhiger und wollte entfliehen. Da sie fest gehalten wurde, schrie, tobte und brüllte sie. Nur mit Mühe konnte man sie festhalten und ihr Handschellen[5]) anlegen. Ihr Gesicht war gräßlich entstellt. Besonders schrie und tobte sie bei Annäherung der heiligen Kreuzpartikel und beim Besprengen mit Weihwasser.

Sie verstand offenbar alle Gebete und Beschwörungen des lateinischen Rituale. Sie antwortete ganz korrekt auf die in Latein gestellten Fragen und wütete vor Zorn, wenn sie in der Kirche: Inimicus fidei et generis humani, auctor mortis, radix malitiae, Feind des Glaubens und des Menschengeschlechtes, Urheber des Todes, Wurzel aller Schlechtigkeit usw., genannt wurde.

Einmal stand sie mitten in einer Beschwörung auf. Ihr Gesicht war häßlich entstellt, sie knirschte mit den Zähnen, knurrte und brummte, würgte sich und machte Versuche, zu reden. Endlich gelang ihr das; sie bat, reden zu dürfen; man erlaubte es. Da wandte sie sich zu den in der Kirche versammelten Kindern und erwachsenen Neuchristen und sprach: ‚Wehe! wehe! wer über mich lacht, wenn ich gesund geworden!'

Dann schrie Satan[5]) in durchdringenden, traurigen und wehmütig nachklingenden Tönen: ‚Ich muß ausfahren, muß sie (Germana) verlassen. Ich darf in keinem Menschen mehr eingehen, sondern muß in die Hölle hinabfahren! Wehe! wehe! Durch jenes Fenster dort hinten auf der Emporbühne (sie zeigte langsam darauf hin) ziehe ich hinaus. Doch auch Germana muß mit, und in dem Augenblick, da sie am Boden zerschellt, fahre ich in die Hölle hinab …

Damit ihr aber glaubet, daß ich von Germana Besitz genommen, ymimina u Satan, ich der Satan, darum hab' ich ihr in dieser Nacht das Kleid verbrannt. Ein anderes insiginiso (Zeichen, Bekräftigungsmittel) wird man nicht erhalten.'

---

[5]) Anmerkung: Von uns gesperrt.

Damit hat es folgende Bewandtnis: Germana hatte in der Nacht vollständig angekleidet zwischen zwei Mädchen auf ihrer Lagerstätte geruht.

Da war ihr Oberkleid plötzlich ganz mit Petroleum getränkt und an einer Stelle war ein handgroßes Loch eingebrannt, ohne daß eines der Anwesenden Feuer oder Rauch gesehen hätte. Niemand wußte sich die Sache zu erklären und die Aufsichtsschwester hat später Kleid, Bett usw. den Flammen übergeben.

Auf die Fragen des Priesters antwortete sie unter anderem: ‚Unser Fürst ist Luzifer!' Dabei lachte sie überlaut, klatschte in die Hände und rief: ‚Gleichwie Gott seine amabandhlo (Heerscharen) hat, so hat auch Luzifer sein impi (Kriegsheer)! *Wir sind in verschiedene Rangstufen eingeteilt, es gibt bei uns Große und Kleine.*' [6])

Priester: ‚Bist du ein Großer oder ein Kleiner?'

Antwort: ‚*Ich bin ein Kleiner!*' [6])

‚Wann wirst du ausfahren?'

Germana, unter Mark und Bein durchdringenden, wehmütig-verzweifelnden Jammertönen (die Tränen liefen ihr dabei in Strömen über die Wangen): ‚Wehe! es ist mir keine lange Frist mehr gegeben. Nur noch eine ganz winzig kleine Spanne Zeit, und dann muß ich ausfahren. Wehe mir! Ich werde in die Hölle hinabstürzen, werde verschwinden und nie mehr wiederkehren, nie, nie mehr! Doch erlaubt mir, daß ich Germana mit mir nehme!'

Doch von solcher Erlaubnis konnte keine Rede sein. Der Exorzismus wurde also fortgesetzt. Nun stampfte sie mit den Füßen und schrie: ‚Ich beschwöre bei Gott, den ich hasse und der hier im Sakrament gegenwärtig ist, daß er es mir erlaubt hat, in Germana einzugehen!' Dann schrie sie plötzlich, auf den Tabernakel zeigend: ‚Vulani lapa! Vulani bo! Öffnet hier, macht auf!'

P. Apollinaris öffnete die Tabernakeltüre und rückte das Ciborium etwas vor, so daß es gesehen werden konnte. Germana machte eine

---

[6]) Anmerkung: Von uns gesperrt.

Kniebeuge mit abgewandtem Gesicht und rief dann, mit der Hand nach dem Ciborium zeigend: ‚Dort ist Jesus, der mir erlaubt hat, in Germana einzugehen. Dort, dort ist er. Germana liebt ihn, ich aber hasse ihn. Erlaubt mir nur, daß ich mit Germana durch jenes Fenster fahre.'

Auf weitere Beschwörung hin sagte sie: ‚Morgen werde ich ausfahren. Ich leugne es nicht (angipiki), ich werde gehen, aber nur auf jenem Wege. Ich habe kein anderes Wort mehr.'

Inzwischen war es 12 Uhr geworden. Die Priester brachen die Beschwörung ab, um im Laufe des Nachmittags damit wieder fortzufahren. Germana wurde in ihr Zimmer zurückgeführt.

Nachmittags 5 Uhr begannen in der Missionskirche von St. Michael von neuem die Exorzismen an Germana. Sie dauerten bis in die tiefe Nacht hinein, ohne jedoch zu dem gewünschten Ziele zu führen. Wir wollen von dem uns vorliegenden Material nur das Wesentlichste anführen.

Als man Germana wieder den Kreuzpartikel näherte mit den Worten: ‚Siehe, das Kreuz des Herrn!' wütete und brüllte sie gewaltig: dabei plagte der böse Feind das arme Mädchen ganz entsetzlich. Die Stirnadern schwollen an. Hals und Kopf sowie die linke Schulter und der Arm waren hoch aufgetrieben; man glaubte, die Adern müßten zerplatzen. Schwester Juliana mußte ihre Hände an die schmerzende Schulter legen und Schwester Luitgard hielt ihr die brennenden Schläfen. Germana krümmte sich unter leisem Wimmern wie eine Sterbende; ihr Gesicht wurde aschgrau.

Kurz zuvor hatte sie auf die Frage des Priesters geantwortet: ‚Dort (im Tabernakel) ist der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Ich leugne Gott nicht, aber ich hasse ihn. Er ist hier im Sakrament zugegen kanye nebandhla lake, samt seiner Heerschar. Obwohl wir Lügner sind und mit Lügen arbeiten, sagen wir doch zu gewissen Zeiten die Wahrheit. Manchmal erlaubt uns Gott auch etwas, wenn wir ihn darum bitten, manchmal aber auch nicht. Das gestehe und bekenne ich.'

Später verweigerte sie jede Antwort, weshalb für diesen Tag, zumal es schon spät in der Nacht war, der Exorzismus beendet wurde.

Am 13. 9. 1906 um 8 Uhr vormittags wurde die Teufelsbeschwörung an dem armen Kaffernmädchen neuerdings fortgesetzt. Pater Erasmus Hoerner nahm sie in der Kirche vor mit Beihilfe der Patres Solanus und Apollinaris. Drei Missionschwestern mit acht „kräftigen" Mädchen standen bereit, den Teufelsbeschwörern „im Notfalle zu helfen". Die übrigen Schwestern und die Schulkinder befanden sich, als Zuseher dieser Teufelsaustreibung, im „Gotteshaus". Pater Erasmus Hoerner erzählt nun selbst:

„Ich faßte nun bei Beginn des eigentlichen Exorzismus die Stola, welche wir Germana um den Hals gelegt hatten und welche bisher zwei Schwestern hielten, in die linke Hand, hielt sie unter dem Kinn fest, während ich in der Rechten das Rituale hatte.

P. Apollinaris hielt mich an der Schulter. Es kamen noch einige Schwestern ins Presbyterium, so daß deren nun 7 bis 8 waren, dazu die acht großen starken Mädchen. Alle klammerten sich an die Wütende, Tobende und Brüllende an, und alle nebst Germana und deren Stuhl schwebten über dem Boden[7]). Das sah sowohl ich selbst, wie die Schwestern in der Kapelle und die Schulkinder in der Kirche.

Germana war schrecklich anzusehen, ihr Gesicht war grauenhaft entstellt. Dazu dieses furchtbare Brüllen, Toben und Schlagen. Schwester Luitgard erhielt einen wuchtigen Faustschlag auf den Arm, der ein blaues Mal und empfindliche Schmerzen eintrug. Ich aber exorzisierte nach Kräften weiter, daß mir der Schweiß vom Gesichte rann.

Da die Besessene immer unbändiger wurde, — ihr ganzer Körper wurde schrecklich aufgetrieben, wie von einem mächtigen Blasebalg, ihre Augen durchbohrten mich vor Wut und unsichtbare Mächte schienen sie samt den Personen, die sie umklammerten, emporzuheben — befahl ich, ihr Handschellen anzulegen und auch die Arme und Füße fest zusammenzubinden.

---

[7]) Anmerkung: In der Urschrift fett gedruckt.
[8]) Anmerkung: Von uns gesperrt.

Doch das war eine schwere Arbeit. Auch Schwester Hilaria und Schwester Servatia, die Oberinnen von Himmelberg und St. Michael, kamen nun herbei. Sie erzählten, sie hätten einen Lärm in der Luft gehört, wie fernes, wildes Heulen. Da eilten sie schnell der Kirche zu und kamen noch gerade recht zum Binden und Fesseln.

Alles half nun zusammen, und dennoch dauerte es noch 3 bis 4 Minuten, bis es endlich gelang, dem wütenden Mädchen nur die Handschellen anzulegen. Ihre beiden Arme waren steif und fast unbiegsam; dabei wurde sie unter furchtbarem Lärmen und Toben immer wieder samt dem Stuhl in die Höhe gehoben.

Die Schulkinder sowohl wie die Erwachsenen, die in der Kirche zugegen waren, saßen und knieten wachsbleich und aschgrau auf ihren Plätzen und zitterten und bebten. Einige jammerten halblaut und alle gestanden später: 'Wir verharrten im Gebet und beteten mit Kraft. Wir zitterten und bebten, Germana aber berührte den Boden nicht mehr, sie schwebte.'"

Nun banden und knebelten die Schwestern und Mädchen die wahrscheinlich nun wirklich ganz närrisch gewordene Germana, die sich heftig sträubte und wehrte und schließlich der Schwester Anakleta mit den Händen an den Hals fuhr. Dabei, so heißt es wörtlich im Bericht des Teufelsbeschwörers Pater Erasmus Hoerner:

„schwebte Germana samt dem Stuhl so weit in die Höhe, daß die große, schlankgebaute Schwester nur noch mit einer Fußspitze den Boden berührte. Erst das entschiedene Zusammenwirken aller konnte die Schwester von der gefährlichen Umklammerung befreien."

Endlich gelang es aber doch den drei Schwestern und den acht Mädchen die „Besessene" zu binden, welches Bemühen im „Gotteshaus" gut eine Viertelstunde dauerte und die dabei anwesenden Schulkinder höchlichst ergötzt haben wird. Weiter erzählte dann der Pater Erasmus Hoerner:

„Als man die Füße gebunden hatte, riß der Strick. Man band sie daher noch fester über den Kleidern. Als sich die Schwestern bei diesem Anlaß fest auf deren Beine legten, um sie niederzuhalten, wurden

sie samt der Besessenen emporgehoben[9]). Ich aber setzte den Exorzismus mit Ausdauer fort, dem bösen Geist im Namen Gottes und der Kirche immer ernster und strenger befehlend.

Als Germana endlich gefesselt war, lag sie, mit dem Rücken etwas an den Stuhl gelehnt, da, wie ein starrer Baumstamm. Sowohl sie selbst wie der Stuhl schwebten nach oben. Schwester Anakleta hielt die Besessene noch immer fest umschlungen. Ich selbst hielt sie an der Stola fest. Als ich zur Stelle kam: ‚*Ich beschwöre dich, du alte Schlange!*'[9]) tobte und heulte sie ganz erbärmlich und versuchte, Schwester Anakleta in den Arm zu beißen. Ich mahnte letztere zur Vorsicht, sie aber rief: ‚Dann soll er beißen! Ich laß nicht mehr los; *ich laß mich nicht vom Teufel überwinden!*'[9]) Doch sieh, im nächsten Augenblick wandte die Besessene so geschickt Kopf und Kinn über meine Hand, womit ich die Stola hielt, daß ich es nicht mehr verhindern konnte. Mit teuflischer Wut biß sie die Schwester in den Arm. Ein stechender Schmerz, der den ganzen Körper durchzuckte, zeigte Schwester Anakleta an, was geschehen war.

Der Biß ist merkwürdig! Habitärmel usw. war absolut nicht verletzt, nur der Schaum und die Zahnspuren waren darauf sichtbar. Auf dem Arm entstanden zuerst nur rote, blaue und grüne Male, den beiden Zahnreihen entsprechend. In der Mitte aber war eine kleine, rote Wunde, wie von einem *Schlangenbiß*[9]) oder wie mit einer Nadel eingestochen. — Am nächsten Morgen hatten alle Male hohe Blasen mit gelbem Wasser wie bei Brandwunden. Der Arm schmerzte noch tagelang.

Nun setzte ich mit Glauben und Vertrauen nochmal ein und führte den Exorzismus zu Ende. *Satan brüllte*[9]) immer mehr: ‚Wo! Wooo! wehe! wehe!', daß es einem durch Mark und Bein ging. Ich fühlte, daß endlich der entscheidende Augenblick gekommen war.

Nochmals erhob sich Germana über alle hinaus sichtbar, schrie und brüllte, daß es jeder Beschreibung spottete — und sank dann nieder. Wie eine Sterbende krümmte sie sich einige Male zusammen und

---

[9]) Anmerkung: Von uns gesperrt.

streckte sich zuletzt der ganzen Länge nach aus. Nun war alles vorüber; Germana war von dem schrecklichen Dämon befreit. — Es war 9.30 vormittags am 13. September 1906 in der Missionskirche zu St. Michael."

Also geschehen oder doch als wahr erzählt, gedruckt und von vielen Menschen — geglaubt in den Jahren kurz vor dem Weltkrieg, als der Verstand des Menschen durch die Errungenschaften der Technik, durch die Benützung von Fernsprechern und Flugzeugen denn doch schon bewiesen hatte, daß er — allerdings bei der Minderzahl — dem Mittelalter gegenüber im entschiedenen Fortschritt war. Nur im römisch-katholischen Geisteszwinger gab es und gibt es kein Lüftlein und Lichtlein der Neuzeit! Viel tausend Kongregationblättchen wärmten und wärmen immer noch den abgestandenen, faul gewordenen Verdummungkohl des Teufelswahns auf und ertöten bei der heranwachsenden Jugend das Sehnen nach Licht, den Drang nach dem wahrhaft Göttlichen! Der Irrsinn des Mittelalters feiert immer noch fröhliche Urständ! Unzählig sind die „Teufelsgeschichten", die in den verschiedenen Monatsschriften der marianischen und dgl. Kongregationen zur Verängstigung der zumeist jungen Leser und Leserinnen zu finden sind. Aus der wahrhaft erdrückenden Zahl solcher Fälle sei herausgegriffen der Aufsatz „Teuflischer Spuk" im Münchener „Marienbote" (Monatsschrift für Töchter katholischer Familien) vom Herbst 1910. Demnach hat der wahrhaftige Teufel in einem Mädchenpensionat in Bayern von den Altären die Wachskerzen gestohlen, hat Kopfkissen mit Wasser angefüllt, Gegenstände im Zimmer umgeworfen und — Ohrfeigen ausgeteilt! Er konnte nur nach „viel Gebet und Segnungen" und nach „Entfernung einer Kandidatin aus nichtkatholischer Familie" aus dem Pensionat vertrieben werden! Schade, daß diese Kandidatin aus „nichtkatholischer Familie" nicht in St. Michael im Kaffernland war, dort hätte man sie wenigstens binden und knebeln können, schade auch, daß sie um zweieinhalb Jahrhunderte zu spät auf die Welt kam, denn sie würde eine „Zierde" gewesen sein für einen sorgsam geschichteten Scheiterhaufen! Die letzte öffentliche und regelrechte Teufelsaustreibung erfolgte in Deutschland übrigens erst im Jahre 1931!

Nicht im Jahre 1319, sondern 1931! Ausführlich berichtete darüber die in München erscheinende „Welt am Sonntag", ein einwandfrei katholisches Blatt. Den umfangreichen Darstellungen der „Welt am Sonntag" und anderer Blätter dieses Schlages sei folgender „Tatsachen"-bericht entnommen:

„In Thal-Kirchdorf lebte um 1930 und 1931 als Hilfsarbeiterin der dortigen Teppichweberei die Jungfrau Maria Maurer. Sie war in Wohnung und Verpflegung bei den ihr verwandten Schuhmacherseheleuten Specht und seit anfangs 1930 von einem allerdings nur untergeordneter Teufel namens ‚Ysip' besessen. Dieser ‚Ysip' rumorte im Haus herum, er ‚machte die Bettlade Maria Maurers krachend,' warf einen gefüllten Holzkorb die Treppe hinunter und tat allerlei solche Stückleins noch mehr. Erst versuchte man es mit Weihwasser, geweihten Kerzen und ‚Geweichteln', aber dagegen erwies sich ‚Ysip' sehr widerstandsfähig. Die Maria Maurer bezog eine andere Wohnung, der Unterteufel ‚Ysip' machte ungeschafft den Quartierwechsel mit. In der neuen Wohnung schnarchte er ganz furchtbar und schnitt schließlich der Jungfrau Maria Maurer die Zöpfe ab. Da Sterbkreuze und geweihte Medaillen sich als zu schwach erwiesen, machte sich der Hochwürdige Pfarrer Leuchtenstern im Verein mit seinem Kaplan Hofer daran, den Teufel ‚Ysip' aus dem Leibe der Jungfrau Maria Maurer regelrecht auszutreiben. Nach langem Verhör gestand ‚Ysip', daß er vom Fürsten der Teufel, namens Beelzebub, den strikten Auftrag habe, die Jungfrau Maria Maurer zu quälen und dann zu verführen. Nun gingen Pfarrer und Kaplan daran, mit Weihwasser, Weihrauch und Beschwörungsformeln den Teufel ‚Ysip' auszutreiben. Am 24. Dezember 1931 ward es dem ‚Ysip' zu bunt. Als ihn der Hochwürdige Herr Pfarrer Leuchtenstern fragte: ‚»Ysip«, bist du noch da?' tat der Teufel ‚Ysip' ein dumpfes ‚Huuuh' und floh aus dem Leib der Jungfrau Maria Maurer."

So weit, aber sehr zusammengedrängt, die Mitteilungen der „Welt am Sonntag" und anderer christkatholischer Blätter. Weitum strahlte der Ruhm des Teufelsaustreibers Leuchtenstern, der einige Mas-

senversammlungen abhielt, in denen er berichtete über seinen Kampf mit dem Teufel. Die „Stuttgarter Sonntagszeitung“ konnte daraufhin gleich anderen Zeitungen vermelden, daß die Leute mit Lastautos aus der ganzen Umgebung zu den Vorträgen des Pfarrers Leuchtenstern zusammengeströmt waren . . . Nochmals: es war dies im Jahre 1931!

Nun darf man aber aus dem Gesagten nicht etwa schließen, der Teufelswahn wäre nur ein Privilegium des römisch-katholischen Glaubens. O, nein, alle Bekenntnisse und Sekten, die aus dem Geistesbehälter des sog. alten und neuen Testamentes ihre Nahrung empfangen, sind zwangsläufig besessen vom Teufelswahn. So lesen wir z. B. im Adventistenheft „Erntedank und Adventmission“ (Adventsverlag Hamburg), 49. Jahrgang 1932, Folge 9, Seite 142 von einer Wegbetung des Teufels aus einer Frau. Ein gewisser V. J. Malomy schrieb darüber:

„Als der Mann sich zur Taufe entschloß, trieb der Teufel noch sein Wesen mit ihr (Anmerkung: d. i. mit seiner Frau), und er nahm sich vor, den neuen Glauben auf die Probe zu stellen. Er holte die christlichen Prediger und ließ sie für seine Frau beten. Der Unterzeichnete und drei chinesische Missionshelfer folgten seiner Einladung. Als wir den Raum betraten, geriet sie in gewaltige Erregung, floh vor uns und schäumte. Der böse Geist begann unmittelbar mit uns zu reden; doch obwohl der durch die Frau sprach, war es nicht ihre eigene Stimme. Gegen 50 Leute waren hinter uns mit in das Haus und auf den Hof gekommen, um zu sehen, was wir ausrichten würden. Es war eine Glaubensprobe. In dem drückenden Gefühl von der Bedeutung dieses Falles und in der Erkenntnis unserer völligen eigenen Hilflosigkeit und Untüchtigkeit knieten wir demütig und glaubensvoll nieder, legten die Hände auf das Haupt dieser gequälten Frau und beteten im Namen Jesu, daß der Teufel von ihr ausfahren möge. Noch waren wir nicht wieder aufgestanden, als unsere Bitte schon erhört und der böse Geist verschwunden war. Die Frau hatte alle Furcht verloren, unterhielt sich mit uns und war ihrer selbst mächtig. Noch am selben Abend kam sie mit ihrem Manne zur Versammlung und wurde später mit ihm getauft. Auch von den neugierigen Zuschauern jener

Stunde wurden eine Anzahl gläubig und erhielten inzwischen die Taufe."

Protestantische Christen werden nun selbstbewußt an die Brust schlagen und sagen: „Nein, bei uns ist so etwas heute nicht mehr möglich!" Gemach, protestantischer Christ! Abgesehen davon, daß Theologen der protestantischen Fakultät sogar die Zahl der Teufel berechneten — nach den tiefgründigen Erkenntnissen der Lizentiaten Jodokus Hocker und Hermann Hammelmann soll es genau 2·665·866·746·664 Teufel geben —, ist der Teufelsglaube bei den meisten protestantischen Geistlichen nicht minder verankert, als bei den römisch-katholischen. Schrieben doch die „Evangelische Blätter für pfarramtlichen Unterricht" am 1. 4. 1932:

„Man hat Angst davor, daß ... sich auch in Deutschland die Gottlosen zusammenschließen. Vor ihnen kann man Angst haben, eine höhere Macht leitet sie. 2) Welche ist das? Das ist der Teufel!"

Freilich fehlt es heutzutage den protestantischen Kirchenbeamten vielfach an jenen „tief gläubigen" Gemütern, an denen die römisch-katholische Kirche so überreich ist. Darum müssen sie mit den Äußerungen ihres Teufelswahnes auch zurückhaltender sein. Die römisch-katholische Pfaffheit hat es viel leichter! Was sie heute noch ihren Gläubigen zumuten kann, sei aus einem Aufsatz gezeigt, der im Organ der „Erzbruderschaft Tabernakel und Fegefeuer", dem „Benediktus-Bote" (Monatsblätter für das katholische Volk; gesegnet vom Heiligen Vater Pius XI.; mit Druckerlaubnis der Apostolischen Administratur Innsbruck und der Ordensoberen, im Maiheft 1933(!) erschienen ist. In diesem Aufsatz schildert der Pfarrer P. Sutter nach „authentischen Quellen" eine Teufelsbeschwörung im Wallfahrtort Maria Einsiedeln. Die Beschwörung wurde 1868 vorgenommen an einem angeblich vom Teufel besessenen Knaben namens Thiébaut aus Illfurt. Pater Sutter erzählt:

„Während der Reise war Thiébaut ruhig, er bewunderte die schönen Landschaften, die Seen und die Berge, er aß und trank wie die anderen. Am Tage nach der Ankunft in Einsiedeln begaben sich die Herren nach dem Kloster, um sich anzumelden. Sie erhielten den Bescheid, sich

mit dem Kleinen um 9 Uhr in einem Saal einzufinden, wo der Pater Exorzist sie erwarten wollte.

Etwas vor der angegebenen Zeit verließen sie das Gasthaus, um sich ins Kloster zu begeben. Jedoch Thiébaut widersetzte sich aus Leibeskräften. Herr Lachemann, kurz entschlossen, faßte ihn und trug ihn in den Saal, wo Pater Lorenz Hecht auf sie wartete. Nun begann der Pater den Besessenen in jeder Weise auszufragen, erhielt jedoch keine Antwort. Darauf betete er die Gebete des Exorzismus, worauf der Knabe lärmte und tobte. Da er nichts ausrichten konnte, gab er den Herren den Bescheid, um 1 Uhr wiederzukommen.

Als sie zur festgesetzten Stunde wieder vor dem Pater standen, legte dieser dem Knaben die Stola um den Hals und betete über ihn. Der Besessene aber wehrte sich derart, daß vier Herren ihn festhalten mußten. Daraufhin blieb er einige Minuten wie tot am Boden liegen, sprang plötzlich mit aller Hast auf, um die Flucht zu ergreifen; man hielt ihn jedoch fest.

Tags darauf erneuerte ein anderer Pater, Nepomuk Buchmann, dieselben Zeremonien mit demselben negativen Erfolg. Aber diesmal war der Knabe äußerst unruhig und aufgeregt. Hierauf führte der Pater die ganze Gesellschaft in den großen Saal, welcher mit den Bildnissen verschiedener Herrscher geschmückt ist. Thiébaut besah sich die lebensgroßen Porträts mit großem Interesse. Er nannte sie: Soldaten. Am besten gefiel ihm das Bildnis des Königs von Preußen. Beim Bilde des Papstes Pius IX. senkte er den Kopf. Und als man ihm den Kopf in die Höhe hielt, schloß er die Augen. Der Pater sagte hierauf: ‚Das genügt mir.'

Am Mittwoch und Donnerstag brachte man ihn in die Kapelle mit dem bekannten Gnadenbilde.

Während die Anwesenden fünf Vaterunser und fünf Ave Maria beteten, zitterte der Kleine an allen Gliedern. Kopf und Hände bewegten sich in einem fort. Immer wieder trachtete er aus der Kapelle zu kommen und senkte den Kopf, sobald man anfing zu beten. Im Hinausgehen hatte man alle Mühe, ihn zurückzuhalten, so schnell

wollte er sich entfernen. Welche Furcht, welch Entsetzen muß den Satan ergreifen vor dem Bilde der Himmelsmutter!

Noch einmal versuchten es die Patres, das Kind vom Teufel zu befreien; sie hatten auch diesmal keinen Erfolg. Dann rieten sie den Herren, zur Autorität des Bischofs ihre Zuflucht zu nehmen, der den geeigneten Priester beauftragen solle, die Beschwörung amtlich vorzunehmen. Denselben Rat hatten ihnen bereits die Patres Kapuziner von Dornach bei Basel gegeben. In einem Empfehlungsbriefe, den Pater Lorenz dem Herrn Brey mitgab, bestätigte er den wahren Charakter teuflischer Besessenheit in dem armen Jungen.

Wie glücklich war dieser, die Heimreise antreten zu dürfen. Während der ganzen Reise war er still und ruhig. Aber in Illfurt angekommen, sprach er vierzehn Tage hindurch kein Wort."

Auch wir sind zunächst sprachlos, daß man so etwas noch im Jahre 1933 bringen und glauben konnte. Aber das Verständnis für die leider so traurige Lage wächst, wenn man weiß, wie insbesondere in den römisch-katholischen Klöstern und Klosterschulen der Teufelsglaube gepflegt und verbreitet wird. Mit vollem Recht schrieb der Freiherr vom Stein am 3. 1. 1801 in seinem Brief an Sack:

„Ich gestehe, ich halte die Klosteranstalten für den Sitz des Aberglaubens oder eines dummen Hinbrütens oder der Dissolution (Ausschweifung) und Insubordination (Unbotmäßigkeit); ihr Geist ist im Widerspruche mit dem Geist wahrer Religion und der ersten Pflicht des Menschen: gemeinnützige Tätigkeit. Als Ausfluß des Mönchstums ist der Katholizismus wahre Geisteslähmung."

Daß dem heute noch so ist, hat der Schreiber dieser Zeilen an seinem Sohn erlebt. Dieser war im Jahre 1930 — damals war der Schreiber dieser Zeilen noch römisch-katholischer Christ — als Zögling in der Schule der katholischen Schulbrüder in G. untergebracht. Und es begab sich folgendes: Im Sommer des genannten Jahres war ganz Deutschland in Atem gehalten von den grauenvollen Mordtaten des Massenmörders Peter Kürten aus Düsseldorf. Auch in der Schulbrüderanstalt in G. wurde viel darüber gesprochen. Eines Tages kam,

während die Zöglinge beim Frühstück saßen, der Direktor der Anstalt in den Speisesaal und erzählte den 10—14jährigen Knaben, daß am Abend zuvor der „Düsseldorfer Mörder" in G. von der Polizei gefaßt worden sei, aber wieder entkam, weil er vom Teufel besessen war. Als sich dann die Polizisten sammelten — so erzählte der Direktor — fehlte einer davon. Er wurde sofort gesucht, aber es fand sich von ihm keine Spur. „Eben erreichte mich", sagte der Direktor, „die traurige Nachricht, daß der Polizist tot aufgefunden wurde. Hinter der Kirchenmauer, zunächst dem Kirchenwirt, befindet sich, wie ihr wißt, ein großer Erdhaufen. Heute in der Frühe sahen ein paar Polizisten, daß die Erde frisch umgeworfen ist. Die Polizei schaufelte gleich ein Loch und fand darin den ermordeten Polizisten. Der Polizist wurde zuerst erwürgt und dann in das Loch geworfen, das der Düsseldorfer Mörder *mit Hilfe des Teufels*, — in die Kirchenmauer durfte er ja nicht hinein — mit den Händen in die Erde grub, was die spitzen Fingerabdrücke in der Erde noch beweisen. Der *Teufel vergrub den Leichnam* und verschwand spurlos. Kinder, betet für den armen Polizisten und bittet Gott, daß er uns bald von diesem gemeinen Mörder befreit." Die Kinder glaubten natürlich den Worten des „würdigen" Direktors und waren bis ins äußerste verängstigt. Um diese Verängstigung auf die Spitze zu treiben, führte der *Präfekt* die Kinder hinüber zur Kirche, zeigte ihnen einen *frisch aufgeworfenen Erdhaufen* und sagte den Kindern, sie sollten sich die „Fingerabdrücke des Teufels" genau ansehen. In der weichen Erde waren auch einige Abdrücke von Pferdehufen und menschlichen Füßen bemerkbar. Der Präfekt zeigte auf sie und sprach zu den Kindern: „*Das, der Pferdehuf, ist vom Teufel der eine Fuß und das, der Fußabdruck, ist vom Teufel der andere Fuß!*" Dann wies er auf Krallenabdrücke, die so aussahen, als ob ein großer Hund nach etwas gesucht hätte und sagte: „*Dies sind die Krallen des Teufels.*" Die Kinder wurden vom Grausen gepackt, manch eines zitterte am ganzen Leib. *Sie liefen sofort in die Kirche, um bei Gott Beistand zu suchen vor dem Teufel!* Die Furcht wich aber trotzdem nicht, viele Kinder konnten tagelang nichts essen und die meisten getrauten sich des Nachts das Bett

und den Schlafsaal nicht zu verlassen, so daß sie das Bett näßten. Ohne Begleitung eines geistlichen Schulbruders wollten viele Kinder das Haus nicht mehr verlassen.

Ein anderesmal erzählte Pater S. den Kindern, daß die Polizisten den Düsseldorfer Mörder schon umkreist gehabt hätten, da griff der Teufel ein und verwandelte den Düsseldorfer Mörder in einen Nebel. Als der Nebel verschwand, war der Mörder auch nicht mehr da. Auf einmal hörten sie ein Geschrei, das von der „hohen Wand", einem Berg in der Nähe des Ortes, zu vernehmen war. Als sie hinauf schauten, sahen sie dort aufrecht stehend, den Düsseldorfer Mörder. Neben ihm war ein anderes Wesen, das am ganzen Körper glühte. Und wörtlich erzählte der Schulbruder S.:

„Ich nahm den Feldstecher und sah hin. Da sah ich einen Menschen, der am ganzen Körper mit Haaren bedeckt war, die ausschauten, als würden sie glühen. Am Kopf hatte er Hörner, die gewunden waren und größer wie bei einer Kuh. Am Fuß habe ich den Pferdehuf ganz deutlich gesehen! Auf einmal verschwanden diese zwei wieder. Ich zitterte am ganzen Körper und ging sofort in die Kirche, um Gott um Hilfe zu rufen. Als ich aus der Kirche ging, fürchtete ich mich nicht mehr und konnte ruhig über das Geschehene nachdenken."

Die Wirkung dieser von den christ-katholischen Schulbrüdern mit geradezu raffinierter Verlogenheit ausgeklügelten Gemeinheit blieb nicht aus! Die Kinder glaubten fester denn je an den Teufel, sie wußten ja nicht, daß alles, vom Anfang bis zum Ende, erlogen war. Keine Spur, daß der Düsseldorfer Mörder jemals in dem Gebirgsort, in dem die Schulbrüder ihr Institut hatten, gewesen war, keine Spur, daß ihn die „Polizisten" — im ganzen Ort war ein einziger Polizist — dort gestellt hatten, keine Spur, daß ein Polizist dort ermordet wurde! Alles war erfunden und erlogen von katholischen Ordensleuten, die den Kindern auf diese Weise die Furcht vor dem Teufel eindrillen wollten! Bei vielen Kindern erreichten sie ihr Ziel, zum Teil auch beim Sohn des Schreibers dieser Zeilen, denn er kam zu den Ferien ganz verängstigt zurück, wollte Mis-

sionär werden usw. Es bedurfte langer Monate, bis dem Jungen, endlich aber wirklich, „der Teufel ausgetrieben wurde".

Das obig Geschilderte ist nur ein einziges Beispiel der verbrecherischen, seelenmordenden und charaktertötenden Tätigkeit vieler geistlicher Erzieher, die heute noch in unserem Volk ihr Unwesen treiben! Grauen müßte die Mitwelt erfassen, wenn sie all diese verlogenen, unsinnigen Teufelsgeschichten wüßte, die in krankhaften Gehirnen und in schwülen Klosterzellen entstehen. Diese Geschichten werden bewußt den Kindern eingepflanzt, um alles heldische Empfinden in ihnen zu töten, um sie mit Furcht zu erfüllen, damit sie getreue Nachläufer jener Pfaffheit werden, die sich rühmt, mit ihrem „Weihwasser" das „probateste Mittel" gegen den Teufel in Verwahrung zu halten. Dies besagt ja auch ein kleines Heftchen, betitelt: „Das Weihwasser", herausgegeben vom Canisiuswerk, mit kirchlicher Druckerlaubnis vom 10. 1. 1934, hergestellt in der „Päpstlichen Druckerei" in Freiburg in der Schweiz. In diesem Heftchen heißt es, das Weihwasser

„verscheucht die Gewalt der bösen Geister ... Millionen Beispiele ließen sich aufzählen, die zeigen, welch entsetzliche Furcht der Böse vor dem geweihten Wasser hat".

Ja, so ist's: die Menschen sollen den „Teufel" fürchten, dieser das „Weihwasser", denn dieses erhält seine „Kraft" von der Pfaffheit, die zu verehren und der zu — opfern die christgläubige Menschheit dadurch gehalten wird! Der „Teufel" ist somit ein besonders geeignetes Mittel, die Herrschsucht und Geldgier der Pfaffheit befriedigen zu helfen. Darum weg mit dem Teufelswahn, fort mit seinen Kündern und Nutznießern! Aber auch fort mit einer Lehre, die den Teufel benötigt, um den Menschen den Weg zum — „Himmel" zu weisen!

Manch' ein christgläubiger Leser, der etwa diese Schrift in die Hand bekommt, wird sagen: „Ach was, ich glaube ohnehin nicht an das Vorhandensein eines Teufels! Darüber sind wir heutzutage hinaus!" Nein, verehrter Christgläubiger, so ist es nicht! Wer nicht an den Teufel glaubt, der kann auch an Jahweh und Christus nicht glauben, denn ebenso fest wie diese beiden „göttlichen

Personen" ist der Teufel in den Grundfesten der christlichen Lehrgebäude verankert. Wer den Teufel verneint, der muß folgerichtig auch Jahweh und Christus verneinen. Es geht nicht an, sich aus der christlichen Lehre nur die paar ansprechenden Rosinen herauszuklauben und den schimmeligen Teig abzulehnen! Das Christentum ist ein so unausgeglichen gebautes Gebäude, daß es nicht ein Steinchen seiner Bestandteile entbehren kann. Nehme den Teufel heraus und du bist nicht mehr Christ! Als solcher müßtest du dich abfinden mit der kirchlich festgelegten Teufelsvorstellung, jener Ausgeburt semitischer Angstzustände, christlicher Verdummungwut und pfäffischer Berechnung! Du müßtest glauben an das tatsächliche Vorhandensein des Teufels, jenes grauenhaften, stinkenden Wesens, das eine schreckliche Vermengung von Lüge, Grausamkeit, Selbstsucht und Geilheit ist! Du müßtest glauben, daß der „gütige Gott", sich selbst und den von ihm geschaffenen Menschen zum ständigen Ärger, den Widerpart nicht nur duldet, sondern immer wieder ausschickt, die „Ebenbilder Gottes" zu verführen und zum Bösen zu reizen. Du müßtest als „göttliche Fügung" alles Grauen hinnehmen, das der Teufelswahn schon gebracht hat, und hättest kein Recht, die Nase zu rümpfen, wenn Auswüchse dieses Wahns heute noch vorkommen. Wer Christ ist, hat sich an die wohl berechneten Worte des Jesuitenpaters Muckermann zu halten, die diesem Aufsatz vorangesetzt sind. Er muß weiter waten im Unrat des Teufelsglaubens und wird nie zu jenem gottnahen Erleben kommen, das der Weltdeutung und der Gotterkenntnis des Hauses Ludendorff entspringt. Wir halten es freudig mit dem „Antichrist" Ludendorff, denn dieser ist es, der mit kräftiger Hand und eisernem Willen den wahrhaften Teufel aus unserem Volk treiben will: Die kirchengebundene Dummheit!

Hexen spuken . . .

„O ihr gesegneten Flammen der Scheiterhaufen! Durch euch wurden nach Vertilgung weniger und ganz und gar verderbter Menschen Tausende von Seelen aus dem Schlunde des Irrtums und der ewigen Verdammnis gerettet. Durch euch ist auch die bürgerliche Gesellschaft, gesichert gegen Zwietracht und Bürgerkrieg, durch Jahrhunderte hindurch glücklich und unversehrt erhalten worden."

„Analecta ecclesiastica Revue Romaine" vom 28. 2. 1920.

Der Hexenwahn ist die übelste Ausgeburt des Teufelswahns. Er hat einige Jahrhunderte hindurch wahrhaft verheerend in den christlichen Völkern gewirkt und unzählbar viel Menschen gewaltsam vom Leben zum Tod gebracht. Pfäffischer Vernichtungtrieb und christlicher Dummheitkoller ließen viel tausend Folterwerkzeuge in Tätigkeit treten und ebenso viel Scheiterhaufen aufflammen. Überall, wo die „milde" Lehre des „göttlichen Erlösers" die Massen umfaßte, kam es zur scheußlichsten menschlichen Massenverirrung: dem Massenmord im „Namen des gütigen Gottes". Ein wahrhaft teuflischer Afterglaube, aufgepfropft am hiefür außerordentlich geeigneten Reis des Christentums und eifrig gepflegt von der Pfaffheit, hielt Jahrhunderte lang die an Christus und den Teufel glaubenden Menschen befangen. Er übersprang alle Schranken des Standes, denn er suchte und fand seine Opfer sowohl unter den Bettlern als auch unter dem Adel. Wer des „Hexens" bezichtigt ward, der mußte aus der christlichen Gesellschaft entfernt werden, also in den meisten Fällen in den Tod gehen.

Unzählbar sind die in der Zeit der Hochflut des Hexenwahns durchgeführten Hexenprozesse und Hexenverbrennungen. Diese haben nichts zu tun mit den ihnen fast überall vorausgegangenen Ketzerverbrennungen, sie gingen vorerst so nebenher und wurden dann, als es keine Ketzer mehr zu verbrennen gab, sozusagen das „gemeinsame Glau-

bensgut“ aller christlichen Bekenntnisse. Die Ketzerverbrennungen sind die furchtbaren Früchte der römisch-katholischen Machtgier, die Hexenverbrennungen das Ergebnis der gesamtchristlichen Geistesbeschränktheit. Die „Ketzer“ mußten in den Tod gehen, weil sie „Gottes Wort“ nicht nach römischer Auffassung ausgelegt wissen wollten, die „Hexen“ mußten verbrennen, weil die Pfaffheit das Volk so dumm und irre gemacht hatte, daß es vielfach selber die Vertilgung der „Hexen“ verlangte. Hier wie dort aber kommt als Anstifter nur die Pfaffheit in Frage, denn sie gab überall die Ursache und hernach die Weisung zum tausendfältigen Mord.

Der Verstand steht uns still, wenn wir bedenken, daß die spanische Inquisition, nach den Feststellungen Llorentes[1]), von 1481 bis 1808 allein 31912 Menschen lebendig verbrennen und 291456 Menschen mit anderen schweren Strafen belegen ließ. Im Jahre 1484 sind allein in der spanischen Stadt Ciudat Real in fünf Tagen insgesamt 3277 Menschen lebendig verbrannt worden, und zwar 750 am 16. Februar, 800 am 2. April, 750 am 7. Mai, 950 am 12. Mai, 27 am 16. August! Allesamt im „Namen des Herrn Jesu Christ“ und zur „größeren Ehre Gottes!“ Was war doch der gefräßige Heidengott Baal für ein Gott der Genügsamkeit gegen Jahweh und seinen sanftmütigen Sohn!

Wie der Hexenwahn entstanden ist? Er kam im Gefolge des christlichen Teufels, denn das alte Judentum kannte ihn nicht. Auch die Tortur ist eine unmittelbar aus der morgenländischen Barbarei entnommene Einrichtung, die von den entarteten Römern angewendet, von der christlichen Pfaffheit aber beibehalten und ins Schrecklichste ausgebaut wurde. Der Hexenwahn dürfte entstanden sein zur Zeit der „Bekehrung“ der nordisch-heidnischen Völker. Jedenfalls wissen wir, daß die Wala's, d. s. die weisen Frauen im Volk unserer Vorväter, von den christlichen Eiferern als „Hexen“ verschrien und alsbald bezichtigt wurden, sie könnten mit Hilfe des Teufels Unwetter machen, die Gemüter ihrer Mitmenschen verkehren usw. Also zog die „alleinseligmachende Kirche“ mit all ihren Mitteln

[1]) Antonio Llorente „Histoire de l'Inquisition“, Seiten 271—275.

zu Feld gegen diese „Künste der Hölle“, wobei sie sich in den ersten Jahrhunderten wohlweislich hütete, die Scheiterhaufen als Vertilgungmittel der „Hexen“ zu nutzen. Erst als die Päpste zur Ausrottung der „Hexen“ aufforderten, fand der Wahn seinen Weg zum Verbrechen! Als dann gar der Papst Gregor IX. (gest. 1241) dem Ketzermeister Konrad von Marburg (von thüringischen Rittern erschlagen 1233) die unbeschränkte Gewalt verlieh, auch „alle Die vor sein Tribunal zu ziehen, welche er der Hexerei verdächtig glaube, und Die, welche er schuldig finde, sofort zum Scheiterhaufen zu führen“, fand der Hexenwahn auch auf Deutschem Boden das Feld frei zur Errichtung von Scheiterhaufen. Allerdings, und das sei zur Ehre der Deutschen jener Tage ausdrücklich gesagt, erhob sich anfänglich gegen die Hexenprozesse allenthalben in Deutschland ein heftiger Widerstand. Weltliche Gerichte weigerten sich, den „Ketzermeistern“ behilflich zu sein, Geistliche hatten den Mut, dem Volke zu sagen, daß es keine Hexen und Zauberer gäbe oder sie doch keine Gewalt hätten über die anderen Menschen. Bischof Georg Golser von Brixen schaffte den von Papst Innozenz VIII. ernannten Inquisitor Heinrich Institoris — den eigentlichen Verfasser des „Hexenhammer“ — recht gröblich aus seinem Bistum, als der Inquisitor im Jahre 1485 versuchen wollte, in Innsbruck einen Hexenprozeß aufzuziehen, und bezeichnete dieses Beginnen als „kindisch“. Aber schließlich erwies sich die schon erwähnte päpstliche Bulle „Summis desiderantes“ stärker als die Vernunft, zumal diese Bulle des Papst Innozenz VIII. von Drohungen geradezu strotzte. Unter anderem hieß es darin,

> die Ketzermeister hätten hie und da von Geistlichen sowohl als von Laien in ihrem Verfahren gegen Verdächtige, in deren Gefangennehmung und Bestrafung Widerstand gefunden, daher an manchen Orten die Schuldigen ungestraft geblieben seien, zum augenblicklichen Schaden der Seelen und Verlust der ewigen Seligkeit. Daher sollen die — wessen Standes, welcher Würde und Hoheit sie auch seien —, welche sich den Ketzermeistern widersetzen, mit dem Banne bedroht sein und zur Strafe gezogen werden; und damit die Ketzermeister ihr Amt gehörig verwalten können, sol-

len alle Schranken von Privilegien und Freiheiten vor ihnen verschwinden.

Wenngleich sich hier und dort die Vernunft gegen den päpstlichen Unsinn aufbäumte, die zum Massenmord auffordernden Weisungen des „Stellvertreter Gottes" setzten sich durch, denn die weltlichen Machthaber fürchteten den Bann, die geistlichen jedoch den Verlust ihrer Pfründen. Also knarrten auch bald in Deutschland die Streckbänke, quietschten die Daumschrauben, loderten die Scheiterhaufen. In viel hundert Folterkammern stand das Bildnis des „milden" Gottes neben den blutbespritzten Folterwerkzeugen, denn es war Vorschrift, daß in den Gefängnissen des „Heiligen Offizium" neben der Folter das — *Kruzifix* stehen mußte. Gefühllos wie dieses dürre Holz blieb auch die Pfaffheit, und so widerhallte bald ganz Deutschland von den Schmerzensschreien der Gefolterten und Verbrennenden. Aus diesem Schwall von pfäffischer Quälsucht und christlicher Brünstigkeit konnte, ja *mußte* der sichtbare Ausdruck dieses verbrecherischen Wahnes erwachsen: der „*Hexenhammer*". Zwei *Dominikanermönche*, vom *Papst Innozenz* VIII. als Inquisitoren zur Hexenvertilgung in Deutschland ernannt hatte, sind die Verfasser dieses berüchtigten Werkes, das man als eines der grauenhaftesten Bücher der Weltgeschichte bezeichnen kann. Den Hauptanteil hat wohl der in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts als *Lehrer der Theologie* und *Domprediger* im Erzstift *Salzburg* wirkende *Heinrich Institoris*, ein besonderer Vertrauter des Erzbischofs *Friedrich* V. von *Salzburg*. Im „Hexenhammer" ist alles zu finden, was ein dummdreister Pfaffe an geistigem Stumpfsinn, läppischer Einbildung, theologischer Verbogenheit, pfäffischer Überhebung, frömmelnder Heuchelei, unzüchtigster Geilheit und kaltblütigster Grausamkeit zu ersinnen vermag. Unser Begriff von Sittlichkeit verbietet es, näher auf verschiedene Scheußlichkeiten dieses von *acht Doktoren und Professoren der „Heiligen Schrift" an der Universität Köln günstig beurteilten Buches* einzugehen! Es sei hier nur der *Unsinn* an einigen kleinen Beispielen aufgezeigt! So behauptet der „Hexenhammer" allen Ernstes und in ständiger Berufung auf die „Heilige Schrift" sowie

auf die heute noch in christlichen Kreisen hochangesehenen Kirchenväter Augustinus und Thomas von Aquin, daß die Hexen

> zumeist einer Zeugung entstammen, die von einem Teufel bewirkt wurde, daß sie Kinder fressen, sich den Teufeln körperlich preisgeben, die Zeugungskraft bei Menschen und Tieren zu hemmen vermögen, unvollkommene Tiere hervorbringen können, ihre Kinder den Teufeln aufopfern, Menschen in Tiere verwandeln usw.

Im dritten Kapitel des ersten Teiles des „Hexenhammer" wird die Frage beantwortet: „Ob durch Inkubi (männliche Teufel) und Sukkubi (weibliche Teufel) Menschen erzeugt werden können?" Diese Frage wird entschiedenst bejaht und die Bejahung mit allen möglichen Stellen aus der „Heiligen Schrift" usw. unter Beweis gestellt! Wörtlich sagt der „Hexenhammer" in diesem religiös verbrämten Unzuchtkapitel, daß die Behauptung, es werden durch Inkubi und Sukkubi richtige Menschen gezeugt, „so gut katholisch ist, daß die Behauptung des Gegenteils nicht bloß den Aussprüchen der Heiligen, sondern auch der Überlieferung der Heiligen Schrift zuwiderläuft . . ." Und im dritten Kapitel des zweiten Teiles wird ausführlich dargestellt, wie sich die „Hexen" aus den gekochten Gliedern von ungetauft gestorbenen Kindern eine Salbe bereiten, diese auf ein Stück Holz streichen, sich auf das Holz setzen und darauf durch die Luft von Ort zu Ort reiten können! Alle, die solches nicht glauben, nennt der „Hexenhammer" ausdrücklich „dumm". Im dritten Teil behandelt der „Hexenhammer" die Mittel und Strafen, die gegen die „Hexen" anzuwenden sind. Er setzt fest, daß in Hexenprozessen

> die Frau wider den Mann, die Kinder gegen die Eltern, die Geschwister gegen die Geschwister Zeugenschaft ablegen müssen!

Das Blut erstarrt uns, wenn wir nachblättern in den Berichten über die Hexenprozesse[2]) und dabei Fälle finden, in denen Kinder auf die Folter gespannt und auf diese Weise gezwungen wurden, be-

[2]) Siehe: „Christliche Grausamkeit an Deutschen Frauen" von Mathilde Ludendorff und W. v. d. Cammer.

lastend gegen ihre Mütter auszusagen, damit die Ketzermeister diese auf den Scheiterhaufen bringen konnten! Noch mehr! Einem Bericht aus Tepperbuden in Schlesien vom Jahre 1744 ist zu entnehmen, daß nicht nur der Ehemann einer zum Flammentod verurteilten „Hexe" das Holz für deren Scheiterhaufen zuführen mußte, sondern daß die Kinder gezwungen wurden, den Scheiterhaufen für die Mutter zu bauen! Und der „Hexenhammer", dieses Sammelwerk alles Widernatürlichen, wurde von den „unfehlbaren Vätern der Christenheit", den Päpsten Alexander VI. (!), Julius II., Leo X. und Hadrian VI. als „Grundlage des kirchlichen Rechtes in Hexenfragen" anerkannt, wohl in Ansehung der Lehre des Evangeliums Lukas 15/26:

> „Wenn jemand zu mir kommt, aber Vater und Mutter und Weib und Kind und Bruder und Schwester, ja auch sich selbst nicht haßt, so kann er mein Jünger nicht sein."

Der „Hexenhammer" war ein frisches Wasser auf die Mühlen der blutdürstigen Pfaffheit und eine Stärkung des Wahns beim ohnehin schon ganz verängstigten Volk. Also kam es, daß viele Leute selbst meinten, sie wären vom Teufel besessen und freiwillig oder auf der Folter die unsinnigsten Dinge aussagten! Doch auch diejenigen, die durchaus nicht besessen sein wollten, wurden auf der Folter zu einem „Geständnis" gezwungen oder auf immer zum Schweigen gebracht, denn die Tortur dauerte in der Regel so lange, bis ein „Geständnis" erzwungen war oder der Tod eintrat. So wurde z. B. einmal ein Angeschuldigter zwanzigmal gefoltert, bis er endlich bekannte, daß er ein — Werwolf sei! Widerrief jemand sein erzwungenes Geständnis, begann die Folterung gewöhnlich aufs neue, bis das unglückliche Opfer den Widerruf zurücknahm. Das Ende war, so und anders, fast immer der Scheiterhaufen!

Die Dummheit feierte in der Zeit des Hexenwahnes wahre Triumphe! Muttermale wurden als „Hexenmale" bezeichnet, womit der Teufel die Seinigen kennbar machte. Verlor die Gefolterte unter unmenschlichen Qualen endlich die Sprache, dann hatte sie natürlich der Teufel stumm gemacht, damit sie sein Verhältnis zu ihm nicht bekennen könne. Nach

dem Sprichwort: „Hexen weinen nicht", galt Tränenlosigkeit als Schuldbeweis. Immer fanden sich „Zeugen", die gesehen haben wollten, wie die „Hexe" durch den Rauchfang, auf einem Besenstiel reitend, durch die Luft fuhr. Schleimpilze am Erdboden betrachtete man als „Hexenbutter" und meinte allen Ernstes, diese breiigen Massen wären die Ausleerung der vom „Hexensabbat" heimkehrenden übersatten Hexen aus der Luft herab. Ebenso berüchtigt als häufig war die sog. Wasserprobe, bei der es recht sonderbar zuging. Der „Hexe" wurde die rechte Hand an die große Zehe des linken Fußes und die linke Hand an die Zehe des rechten Fußes gebunden, dann bekam sie einen langen Strick um den Leib und wurde auf das Wasser eines Teiches oder Flusses gelegt. Wenn sie untersank (!) und dabei nicht ertrank, wurde sie vom Bündnis mit dem Teufel freigesprochen, wenn sie jedoch über Wasser blieb, der Folter übergeben.

Man kann sich vorstellen, wie arg die Auswirkungen des Hexenwahns sich auch auf Deutschem Boden zeigten, wenn man weiß, daß z. B. der Herr Christoph von Rantzau auf seinen holsteinischen Gütern allein und auf einmal 18 „Hexen" verbrennen ließ und in der damals zu Freising gehörigen Grafschaft Wardenfels in Bayern an nur sieben „Malefiztagen" nicht weniger als 48 Weiber verurteilt und verbrannt wurden. Wäre in der Grafschaft Wardenfels mit dem von pfäffischer Seite verlangten Eifer vorgegangen worden, so würden, wie der Untersuchungrichter der Wardenfelser Hexenprozesse in seinem Bericht vom 15. 1. 1592 höchst unbefangen bemerkt, „in der ganzen Grafschaft nur wenige Weiber der Tortur und der Verbrennung entgangen sein." In Genf, das damals ein Bischof beherrschte, forderte der Hexenwahn innerhalb dreier Monate gegen 500 Opfer, die allesamt hingerichtet wurden, in Konstanz und in Ravensburg mußten 80 Menschen das gleiche Schicksal erleiden. Ausdrücklich war angeordnet, daß die Verbrennungen der „Hexen" nicht etwa rasch, sondern bei „langsamem Feuer" zu erfolgen habe, damit die armen Sünder mehr Zeit zur Bereuung ihrer Sünden hätten! Indessen schwelgten die geistlichen und weltlichen Henker zumeist in den leckersten Tafelfreuden, wie aus einem Beiheft zu den Hexenprozessen in Wardenfels hervorgeht. Dieses Beiheft trägt

nämlich den Titel: „Hierin lauter Expensregister, was verfressen und versoffen worden, als die Weiber zu Wardenfels im Schlosse im Verhaft waren und hernach als Hexen verbrannt wurden."

Die Reformation Martin Luthers brachte in der Auswirkung des Hexenwahns keine Änderung, sie blies eher die Feuer noch an! Die Schuld, daß die römisch-katholische Mißgeburt des Hexenwahns auch bei den Protestanten so willige Aufnahme fand, liegt zweifellos in der vielfach erweisbaren Teufelsfurcht Martin Luthers. Er glaubte auch fest an die „teuflischen Künste der Hexen" und ließ sich also verlauten:

> „Ich will kein Mitleid mit diesen Hexen haben, ich wünsche, daß sie allesamt verbrannt werden!"

Also konnte, in vereinter „christlicher Liebe", die Massenvertilgung der noch auf Deutschem Boden befindlichen „Hexen", trotz Reformation und Kirchenerneuerung, ungehemmt ihren Fortgang nehmen! Ein „edler" Wettstreit entstand zwischen Katholiken und Protestanten auf dem Gebiete der Hexenverbrennung. In Sachsen, dem Mutterland der Reformation, tobte sich der protestantische Hexenwahn besonders stark aus! In den Hennebergischen Ämtern allein wurden in den Jahren 1597 bis 1676 nicht weniger als 197 angebliche Hexen verbrannt! Selbst in England und Schottland, ja sogar in Amerika gab es Hexenverbrennungen! So stark hatte sich der von der alten Pfaffheit eingepflanzte Aberglaube verbreitet, und die neue Pfaffheit gab ihm nicht nur nach, sondern schürte ihn noch nach Kräften!

Zeitweise trug der Hexenwahn so stinkige Früchte, daß er selbst einem allerdings Deutschen Jesuitenpater, dem Grafen Friedrich von Spee, zu arg wurde. Graf Spee ließ im Jahre 1631 die „Cautio criminalis" erscheinen, ein Buch, das sich scharf gegen den Hexenwahn wendete. Er wagte aber nicht, das Buch unter seinem Namen in die Öffentlichkeit zu bringen, woraus allein schon hervorgeht, daß sein Orden mit diesem Buch nicht einverstanden sein konnte. Wenn sich heute römisch-katholische Kreise auf das Buch des Grafen Spee berufen und damit erweisen wollen, es wäre der Jesuitenorden gegen den Hexenwahn aufgetreten, so ist dies ein komödiantenhaf-

tes Beginnen! Fast zur gleichen Zeit, als Graf Spee sein Werk erscheinen ließ, bejahte der auf der Jesuitenuniversität zu Ingolstadt in Bayern als Professor wirkende Jesuitenpater Adam Thanner eindeutig und entschieden das Vorhandensein und die Verbrechen der „Hexen" und fast gleichzeitig mit dem Werk des Grafen Spee erschien das vom Jesuitenpater Paul Laymann geschriebene Buch „Prozessus juridicus contra sagas et venificos", in dem es heißt:

„Hexen und Zauberer sind lebendig zu verbrennen und wenn sie rückfällig oder unbußfertig sind, ist es verboten, daß ihnen ein Säckchen mit Pulver umgehängt werde, damit der Tod rascher eintritt."

Noch im Jahre 1710, also fünfundsiebzig Jahre nach dem Tod des Grafen Spee, wurde das Buch des Jesuitenpaters Paul Laymann in der vierten Auflage neu gedruckt, ungeachtet der erschütternden Erklärung des Grafen Friedrich von Spee:

„Feierlich schwöre ich, daß unter den Vielen, welche ich wegen angeblicher Hexerei zum Scheiterhaufen begleitete, nicht eine war, von welcher man, alles genau erwogen, hätte sagen können, sie sei schuldig gewesen; und das nämliche teilten mir zwei andere Theologen mit."

Ungehört waren diese Worte verhallt, die „gottgefälligen" Feuer, die den Kindern die Mütter wegfraßen, loderten weiter! Bald wurde die eine Gegend, dann die andere vom Hexenwahn förmlich aufgepeitscht! Innerhalb eines einzigen Jahres (1678—1679) gab es im Erzstift Salzburg z. B. sechsundsiebzig Hexenhinrichtungen! Das jüngste Opfer war im Erzstift Salzburg ein zehnjähriger Knabe (!), das älteste ein achtzigjähriges Weib! Eines Tages wurden sieben Buben auf einmal verbrannt! Die letzte Hexenverbrennung im Erzstift Salzburg erfolgte im Jahre 1762 an einem jungen Bauernmädchen im Lungau. Die von Johannes Scherr in seinem Buch „Hammerschläge und Historien" als „letzte Reichshexe" bezeichnete Nonne Maria Renata Singerin wurde schon im Jahre 1749 hingerichtet, also lange vor dem Lungauer Bauernmädchen. Übrigens gibt uns Johannes Scherr in seiner Schilderung des Hexenprozesses gegen

die Nonne Maria Renata ein so bezeichnendes Bild der Auswirkungen des Hexenwahns, daß wir uns diesen Prozeß ein wenig betrachten wollen.

Die siebzigjährige Maria Renata war im Jahre 1748 Subpriorin des Klosters Unterzell im Würzburgischen. Fünfzig Jahre hatte sie als Nonne in diesem Kloster gelebt, als sie von einer anderen Nonne der „Hexerei" bezichtigt ward. Sie sollte einige ihrer Mitschwestern mit dem Teufel besessen gemacht haben. Die von einem katholischen Geistlichen vorgenommene Teufelsbeschwörung soll, nach den Prozeßakten, zutage gebracht haben, der in eine Nonne gefahrene Teufel hieße „Nawadonesah" und wäre ihr zugebracht worden von der Subpriorin Maria Renata. Als dann gar die Subpriorin meinte, es gäbe gar keine Besessenen, keine Zauberer und keine Hexen, hatte sie sich eigentlich schon selber den Schuldspruch gesprochen, denn an solches zu glauben war doch kirchliche Vorschrift! Maria Renata wurde verhaftet, auf Befehl des Bischofs von Würzburg auf den Marienberg gebracht und vor ein aus vier Personen, darunter zwei Jesuiten, bestehendes Inquisitiongericht gestellt. Dieses brachte Maria Renata schließlich zu folgendem „Geständnis":

1) eine Hexe und Zauberin zu sein; 2) mit dem Teufel einen Pakt gemacht zu haben, auch mit Veränderung ihres Namens Maria in Ema mehrmalen von ihm in das Hexenbuch sich habe schreiben, nicht minder 3) sich von dem Teufel etwelche Hexenzeichen an ihrem Leibe habe machen lassen; 4) vermittels einer Hexenschmiere und in einem gestärkten Röcklein öfters ausgefahren zu sein und bei der Hexenversammlung sich eingefunden zu haben; 5) in sotaner Versammlung öfters Gott, Maria und die heiligen Sakramente abgeschworen und 6) sowohl in als außer dieser Versammlung und in dem Kloster Unterzell mehrere Gemeinschaft und sogar Unzucht mit dem Teufel getrieben zu haben; 7) das Hexen dreien Personen außerhalb des Klosters gelehrt und 8) die Hexerei mit Lebendigmachen von Mäusen und Unterhaltung einer redenden Katze selbsten getrieben, auch 9) durch solche Hexerei nicht nur den Klosterpropst und den Abt von Oberzell zu beschädigen getrachtet, sondern auch 10) andere Leute, sowohl

außer dem Kloster als ungefähr sechs Personen in demselben mit Verursachung der Auszehrung, Gliederschmerzen, Gichter und dergleichen wirklichen Schaden zugefügt, ja sogar 11) sechs von ihren Mitschwestern in dem Kloster mit dem Teufel besessen; 12) den Pater Gregorium zu Kloster Ebrach und den Pater Nikolaum zu Kloster Ilmstadt in ihrer Vernunft verwirrt und irrig gemacht, endlichen 13) die in der heiligen Kommunion empfangenen Hostien mehrmalen nicht hinuntergeschlungen, sondern solche in den See, auch zu dreimalen in das geheime Ort, ja auch einmal mit Nadelstopfung in öffentlicher Hexenversammlung gottsräuberisch mißhandelt zu haben."

Auf Grund dieses „Geständnisses" wurde Maria Renata zum Tod durch Verbrennen bei lebendigem Leib verurteilt. Aus „christlicher Gnade" änderte der Bischof von Würzburg dieses Urteil ab, indem er verordnete, daß der Maria Renata vorerst der Kopf abgeschlagen und dann erst der Leichnam verbrannt werde. Also geschah es auch am 21. 6. 1749 auf der mittleren Bastei am Marienberg in Würzburg. Der Scharfrichter vollführte das Kopfabschlagen mit so großem Geschick, daß alle christ-katholischen Zuschauer, wie ein solcher berichtete, „das vollkommenste Vergnügen über diesen so glücklichen Vollzug haben verspüren lassen." Sonach hielt der Jesuitenpater Gaar eine Predigt an die herbeigeströmte fromme Menge.

Die letzte regelrecht durchgeführte Hexenverbrennung erfolgte im „Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation" auf kurfürstlich-bayerischem Boden. Dies ist nicht verwunderlich, wenn man weiß, daß die Jesuiten auf die Wittelsbacher den denkbar stärksten Einfluß ausübten. Während überall anderswo, sogar im benachbarten Erzstift Salzburg, der Hexenwahn abflaute, wurde in Bayern noch im Jahre 1769 (!) eine „Anleitung zum Malefiz-Inquisitionsprozeß" an die Landgerichte herausgegeben, in der eingehend die Rede ist von dem

„Laster der Zauberei, Hexerei oder Schwarzkunst, item von dem Teufelspakt und der teuflischen Buhlschaft, von den Hexentänzen und Hexenwerken usw."

Und so wurde denn auch die wirklich letzte „Reichshexe“ in Bayern hingerichtet, und zwar im Jahre 1775, wie Halbing-Bauer in seinem Werk „Die Tortur“ berichtet. Der traurige Ruhm aber, den letzten richterlich geeichten Hexenmord im Deutschen Sprachgebiet begangen zu haben, fällt auf die protestantische Seite! Der letzte regelrecht durchgeführte Hexenprozeß wurde nämlich in Glarus in der Schweiz im Jahre 1782 durchgeführt, und zwar gegen die neununddreißigjährige Magd Anna Göldi. Diese war beschuldigt worden, das neunjährige Kind ihrer Herrschaft „behext“ und dann „durch außerordentliche und unbegreifliche Kunstkraft“ wieder „enthext“ zu haben. Am 18. 6. 1782 fiel das Haupt der Anna Göldi unter dem Richtschwert des Henkers. Elf Jahre später wurde in Posen noch ein Opfer des Hexenwahns hingerichtet, im Jahre 1807 (!) in der französischen Stadt Mayenne ein Bettler wegen Zauberei festgenommen, von den Bewohnern gemartert und dann verbrannt. Damit ist die lange Reihe der behördlich erfolgten oder doch behördlich geduldeten Hexenmorde für Europa erschöpft. Aber der Wahn wirkte immer noch weiter und fand auch im neunzehnten Jahrhundert seine Opfer, denn allzu stark zeigte sich hier und dort die „grausame Kraft der christlichen Liebe“. Als einen Ausfluß jenes Wahns dürfen wir auch jenen furchtbaren Vorfall betrachten, der sich im Jahre 1886 (!) in der Sologne in Frankreich ereignete. Der „Österreichische Bauernfreund“ brachte hierüber in seiner Folge vom 4. 12. 1886 den nachstehenden Bericht:

„Vor dem Schwurgerichte in Loire-et-Cher begann Montag ein Prozeß, welchem eine wahrhaft barbarische Tat, die ‚Verbrennung einer Mutter durch ihre eigenen Kinder‘, die sie angeblich für eine ‚Hexe‘ hielten, zu Grunde liegt. Der Schauplatz des Verbrechens ist die Sologne, eine von der Kultur so wenig beleckte Gegend, daß Wahrsager und Heilkünstler fast in allen Dörfern eine große Rolle spielen. Die 68jährige Witwe Lebon hatte sich im Sommer vorigen Jahres in das Haus ihrer Tochter zurückgezogen, nachdem sie sich krank gearbeitet und als Dienstmagd — zu 50 Frank jährlich — 800 Frank erspart hatte. Dieses Kapital stach ihren Kindern, der schon erwähnten verheirateten Tochter und zwei Söhnen, dermaßen in die

Augen, daß sie beschlossen, die Mutter, die es während eines längeren Krankenlagers aufzehren könnte, noch rechtzeitig aus der Welt zu schaffen. Dadurch hofften Frau Thomas und ihre Brüder, wie sie behaupteten, allerlei Mißgeschick wieder abzulenken, das sich seit dem Einzug der Mutter in ihren Familien eingenistet hatte. Man wurde einig, sich der ‚Hexe' zu entledigen, und die Tochter war dabei die Ungeduldigste. Als die Brüder am 27. Juli in das Haus der Schwester kamen, fanden sie die alte Mutter mit verbrannten Brauen im Bette liegen, was, wie Frau Thomas ihnen gestand, von einem Versuche herrührte, den sie gemacht hatte, die Kranke ins Herdfeuer zu stoßen. Es scheint, daß das Geschwister-Kleeblatt und der Schwiegersohn in Gegenwart der lahm auf ihrem Lager dahingestreckten Witwe Lebon von ihren Familienangelegenheiten sprachen. So geht aus der Aussage eines ihrer kleinen Enkel hervor, der später mit seinen zwei Geschwistern, hinter dem Bett verborgen, der Greueltat beiwohnte. Nach der Unterredung trat die Tochter auf die Mutter zu und wollte ihr zu trinken geben; die Alte aber wies sie zurück, weil sie den Trank, wohl nicht mit Unrecht, für vergiftet halten mochte. Nun kam, von den Kindern herbeigerufen, der Pfarrer, und forderte die Mutter zur Beichte auf. Diese sprach verworrenes Zeug oder wollte sich vielleicht nicht auf den Tod vorbereiten lassen, kurz, der Priester mußte sich entfernen, ohne die Absolution erteilt zu haben. Gegen sechs Uhr abends faßten die vier Verschworenen die alte Frau und trugen sie in das lodernde Herdfeuer, nachdem ihr Kopf und wahrscheinlich auch ihr Gewand mit Petroleum getränkt worden war. ‚Sie schrie anfangs fürchterlich', sagte der gegen seine Eltern und Oheime aufgerufene Zeuge, ‚und versuchte, sich zu erheben, aber dann wurde ihr Winseln immer leiser.' Vier volle Stunden lang sahen die Entmenschten der Verbrennung zu, um zehn Uhr war alles vorüber, und die zwei Söhne liefen auf die Mairie, um den Tod ihrer Mutter anzuzeigen. Dann begaben sie sich ins Pfarrhaus und verlangten zur Beichte vorgelassen zu werden. Der Pfarrer saß beim Nachtessen und beschied sie auf den nächsten Tag, versprach ihnen aber, in der Kirche ein blaues Band zu weihen, das

sie mitbrachten und, als der Segen darüber gesprochen war, entzweischnitten und um ihre Hälse banden. In der Frühmesse erschienen beide Brüder und Frau Thomas, und gleich darauf nahm der Pfarrer den drei Verbrechern die Beichte ab. Was sie ihm erzählten, bleibt sein ‚Berufsgeheimnis'. Als die Nachricht von dem ‚Unglücksfalle' der Witwe sich verbreitete, entstanden sogleich Gerüchte, welche die Kinder des Muttermordes ziehen. Die Gendarmerie schritt ein, und man fand die verkohlten Überreste noch auf dem Herde: den Kopf, um welchen sich — entsetzlich anzuschauen — der rechte Arm wie eine Epheuranke um einen Stamm wand, als hätte das Opfer die letzte Kraft aufgeboten, um das Gesicht zu schützen, die Füße und die Schenkelbeine. Die Haube saß noch zum Teil auf dem Kopfe und wird als Beweisstück in dem Prozeß dienen.

Die Hausbewohner behaupteten, die gelähmte Frau wäre ins Feuer gefallen, während sie auf dem Felde waren; allein sie widersprachen sich in ihren näheren Angaben, und der Schwiegersohn legte das erste Geständnis ab: ‚Da die Söhne', sagte er, ‚der Alten nicht zu Hilfe kommen mochten, so rührte ich mich auch nicht, und wir sahen alle Viere zu, wie sie brannte.' Dann lenkten die Söhne in die Bahn der Wahrheit ein und, um sich an ihrem Schwager zu rächen, maßen sie ihm die tätigste Rolle bei. Er hätte die Greisin mit dem Stiefel auf die Brust getreten, um sie auf dem Herde zu erhalten, während seine Frau aus dem Bette mehr Stroh holte, es zu einem Wisch zusammen tat und damit das Feuer schürte. Frau Thomas war auch bei der Konfrontierung mit den Überresten am zynischesten. Sie verzog keine Miene und sagte: ‚Ich habe sie schon genug gesehen.'

Die Haltung der vier Angeklagten blieb sich während der Verhandlung immer gleich; das Ehepaar suchte auf die Brüder und die Brüder suchten auf den Schwager und die Schwester die Hauptschuld zu wälzen. Ohne das achtjährige Mädchen der Letzteren, Eugene Thomas, wäre es fast unmöglich gewesen, die Träger derselben ausfindig zu machen. Nach den Aussagen des Kindes kann es keinem Zweifel unterliegen, daß seine Eltern den Plan gefaßt hatten, die alte Frau, die ‚Hexe', zu verbrennen und dann die beiden Söhne, halbschwach-

sinnige, kirchlich bigotte und an Zauberspuk glaubende Gesellen, durch ihre Reden, ihr Beispiel, ja vielleicht durch Drohungen mit fortrissen. Der ältere der Söhne galt für einen gutmütigen Menschen und besuchte jeden Sonntag seine alte Mutter, ja er weinte sogar, wenn er sie unglücklich sah, und zog sich dadurch herbe Vorwürfe seiner hartgesottenen Schwester zu. Der Pfarrer Renou, welcher als Zeuge vorgerufen war, erzählte wunderliche Dinge über Hexenglauben unter der ländlichen Bevölkerung der Gegend. Er versicherte, daß die Witwe Lebon im Rufe gestanden hätte, Menschen und Vieh zu verhexen, und daß der Widerstand, welchen Thomas Vater leistete, als dieser Georgette heiraten wollte, hauptsächlich darin seinen Grund hatte: wenn die Tochter ins Haus komme, sagte er, so sei sein Stall und seine Saat nicht mehr sicher. Übrigens gibt es in der Sologne noch andere Hexenmeister und zu einem solchen, einem 90jährigen Mann, begaben sich die Brüder Lebon nach der Verbrennung ihrer Mutter, als weder die Beichte, noch das geweihte Marienband sie zu beruhigen vermochten, fanden aber bei ihm auch nicht den gesuchten Trost... Das Ehepaar wurde zum Tode, der jüngere Sohn unter Annahme mildender Umstände zu lebenslänglicher Strafarbeit, der ältere zu zwanzig Jahren derselben Strafe verurteilt."

Die obgezeichnete, grauenhafte Vermengung von Dummheit, Habsucht, Herzlosigkeit, Mordsucht, Frömmelei, Lügenhaftigkeit und Grausamkeit zeigt sinnfällig, welch erbärmliche Früchte am Baum des römisch-katholischen Christentums wachsen! Dieses hat vor allem die Menschen in geistige Finsternis gestellt und immer wieder versucht, sie in dieser Finsternis zu erhalten! Mehr als zwölfhundert Jahre ist die Sologne gut römisch-katholisch, von Geschlecht zu Geschlecht hat sich der „Glaube der Liebe" vererbt, das Endergebnis ist der wüsteste, zum Verbrechen treibende Hexenglaube! Man betrachte doch den Weg, den die Muttermörder genommen: Muttermord — Pfarrer — Marienband — Beichte — Hexenmeister! Hätten die Geschwister Lebon nur um hundertzwanzig Jahre früher gelebt, sie hätten es leichter gehabt: sie hätten

— wie es der „Hexenhammer" vorschrieb — ihre Mutter beim Pfarrer als „Hexe" anzeigen können, und sie wäre dann, ganz gewiß und ohne ihr Zutun, unter kirchlichem und weltlichem Beistand, lebendig verbrannt worden! Ein zehnfach geweihtes Marienband und eine geistliche Sonderbelobung für ihren „frommen Eifer" wäre ihnen zudem noch sicher gewesen. Unangetastet, losgesprochen von vorsätzlichem Muttermord, geehrt von der Pfaffheit, hätten diese Scheusale den Rest ihres Lebens in Ruhe verbringen können! An diesem furchtbaren Beispiel kann man jene furchtbaren Verbrechen ahnen, die zur Zeit des unbeschränkten Hexenwahns zur „größeren Ehre Gottes" und unter Heiligung durch die Pfaffheit begangen wurden!

Doch nun endlich heraus vom Grauen des christlichen Massenmords! Wir wollen in eine lichtere Zeit steigen, in eine Zeit der Aufgeklärtheit, in eine Zeit, in der Schnellzüge durch die Länder rasen, der Telegraph die Worte über den Ozean trägt, die Menschen im Besitz der größten Errungenschaften der Technik sind, der Hexenwahn also nicht mehr bestehen kann. Wir wollen unsere Blicke in ein durch Schönheit ausgezeichnetes Deutsches Land wenden, um uns zu erholen von den Schrecknissen, die wir gehört. Also befinden wir uns im Jahre 1893 im uralten Salzburg, zunächst der bayrischen Grenze. Wir nehmen eine Zeitung zur Hand, es ist der schon einmal erwähnte „Bauernfreund", besehen das Datum vom 23. 9. 1893 und lesen:

„Aus Salzburg wird gemeldet: Kürzlich starb in einem nahe gelegenen Dorfe ein Mütterchen, welches bei Lebzeiten als ‚Hexe' verschrien war. Ihr Tod gab den Dorfbewohnern Anlaß zur Veranstaltung eines Freudenfestes, welches nach glücklich vollzogenem Begräbnis im Dorfwirtshaus veranstaltet wurde. Während man jedoch fröhlich zechend beisammen saß, traf die Schauerbotschaft ein, daß einem Nachbarn der Verstorbenen die Kuh plötzlich verendet sei. Sofort wurde das Gelage unterbrochen und die Gemeindeväter veranstalteten eine eingehende Untersuchung, als deren Resultat sie mit Sicherheit constatierten, daß die verendete Kuh verhext gewesen sei. Über die Urheberin des Hexenstückes herrschte bei keinem der Anwesenden ein Zweifel, und es wurde nun beraten, wie man die im Tode noch so ge-

fährliche Person unschädlich machen könne. Auf Befürwortung mehrer erfahrener Dorfweisen beschloß man, über das Grab der ‚Hexe' einen Hengst springen zu lassen. Leider erwies sich dieses bestempfohlene Mittel als unausführlich, denn der zur Stelle gebrachte Hengst war weder durch Zureden, noch durch Schläge zum Sprung über das Grab zu bewegen. Natürlich sah man darin nur einen neuen Beweis für die Gefährlichkeit der Toten. Die Aufregung der abergläubischen Leute stieg ins Ungemessene. Da entschloß sich der Gemeinderat des Ortes zu folgendem radikalem Mittel, welches in den finsteren Zeiten des Mittelalters in Anwendung stand, zu greifen: Er ließ das Grab der vermeintlichen Hexe öffnen und die Leiche mehrmals mit glühend gemachten Heugabeln durchstechen. Dieser grauenhafte Akt wurde zur großen Befriedigung der Dorfbewohner mit aller Gründlichkeit vollführt, worauf man sich in gehobener Stimmung neuerlich ins Wirtshaus begab, um die Zecherei fortzusetzen. Mittlerweile hatte jedoch die politische Behörde von dem schauerlichen Vorfall erfahren und ehe noch die abergläubischen Dorfbewohner ihrer freudigen Stimmung beim vollen Glas Genüge getan, traf die Gendarmerie ein, welche vom Wirtshaus weg die am stärksten kompromitierten Mitglieder des Gemeinderates verhaftete."

Ja, solches geschah im Jahre 1893 in der nächsten Nähe einer damals sehr aufgeklärten, kerndeutschen Stadt! „Solches kann es heute nicht mehr geben", wird mancher Leser sich sagen! Gemach, lieber Leser! Meinst Du wirklich, daß dreiundvierzig Jahre — so viel Zeit ist seit der geschilderten Begebenheit verflossen — in der geistigen Einstellung gut christgläubiger Menschen, die stets beschattet sind von einer geistlichen Hand, viel zu ändern vermögen? Gehe heute hin in den Ort, in dem sich solches ereignete, gehe in tausend andere Orte in unserem herrlichen Deutschen Vaterland, frage nach und du wirst finden, daß es überall noch Leute gibt, die an den Hexenwahn glauben! Was die Pfaffheit in viel Jahrhunderten unentwegt in die Gehirne hämmerte, was durch nahezu zwanzig Geschlechter ging, das braucht viel Zeit und viel Aufklärung, bis es endlich einer

besseren Erkenntnis weicht! Heute allerdings geht es schneller als noch vor einigen Jahrzehnten, denn die Kanzeln sind denn doch verschlossen zum offenen Propagieren des Hexenwahns! Dafür hat die Pfaffheit ein anderes Mittel zur Einschüchterung jener Leute, die bekanntlich nicht alle werden: die Ausnützung der Geisterfurcht! Man meine nicht, daß der Geisterglaube, dieses mehr harmlose Anhängsel des Hexenwahns, nur am flachen Land oder in den Gebirgstälern seine Pflanz- und Pflegestätten findet, o nein, er ist auch in den Großstädten daheim, in Zimmern mit Radio und Zentralheizung! Wir brauchen dabei nicht weit zurückgreifen und finden in den Zeitungen darüber so manches, was uns zeigt, daß die Geisterfurcht auch ihre Blüten der Dummheit treibt. So lesen wir z. B. im Juli 1900 in den Münchener Zeitungen einen köstlichen Bericht, der wie folgt lautet:

„Geisterbeschwörung in München. In einem Hause der Asamstraße war bei einer Zither-Lehrer-Familie ein 15jähriges Mädchen bedienstet, welches durch Zufall daraufkam, ihre Dienstgeber durch Werfen von Kohlenstückchen gegen ein Fenster des Wohnzimmers an einen Geisterspuk glauben zu machen. Man ließ, als der Spuk sich wiederholte, einen katholischen Geistlichen kommen, der ebenfalls meinte, die anprallenden Kohlenstücke flögen aus der Geisterwelt herüber und deshalb die ganze Wohnung unter den von der Kirche für solche Fälle vorgeschriebenen Gebeten mit Weihwasser besprengte. Die Polizei entdeckte hierauf den jugendlichen Spukgeist, der sich nun vor Gericht wegen groben Unfugs zu verantworten hatte. ‚Weil die Leute gar so dumm sind, hat es mich so g'freut!‘ erklärte das Mädchen. Die Angeklagte wurde freigesprochen, weil die Ursache des Gelingens der Fopperei nicht so sehr in der Handlungsweise des Mädchens, als in der Dummheit der Gefoppten lag, für welche man die Angeklagte nicht verantwortlich machen kann."

„Weil die Leut' gar so dumm sind, hat es mich g'freut!" O Dienstmädchen aus der Asamstraße in München, du hast die Dummheit deiner Mitmenschen ebenso erkannt und — ausgenützt wie der „Hochwür-

dige Herr“, der die Wohnung mit Weihwasser besprengte. Nur mit dem Unterschied, daß du in deinem fünfzehnjährigen Gehirn mehr gesunden Menschenverstand hattest, als deine Dienstgeber mitsamt dem Weihwasser spritzenden Pfaffen! Man sieht aber auch aus diesem Beispiel, wie schnell die Pfaffheit mit dem „Beschwören“ bei der Hand ist und damit dem dummen Teufels-, Hexen- und Geisterglauben den größtmöglichsten Vorschub leistet! Nicht die „Geister“ gehören beschworen, sondern die **Dummheit**, auf derem satten Acker die Schmarotzerpflanzen der Pfaffheit so üppig gedeihen! Welch absonderliche Auswüchse diese Dummheit manchesmal zeigt, geht aus einer Merke des schon vorhin erwähnten Blattes hervor, das am 2. 11. 1901 schrieb:

„Wer von der Kreisstadt **Ellwangen** mit der Bahn nach **Jagstzell** fährt, gewahrt unweit des zu Ellwangen gehörenden Gehöftes **Maus** gerade gegenüber dem einzeln stehenden Eich-Schulhaus, etwa fünfzig Meter von der Bahnlinie entfernt, auf freiem Felde, **ein Bett**. Das Bett befindet sich bereits mehrere Wochen dort und ist tadellos hergerichtet. Wie kommt nun dieses Bett mitten aufs freie Feld hinaus? Die Sache ist, laut ‚Frankfurter Zeitung‘, sehr einfach! **Auf dem genannten Feldteil spukt nämlich ein Geist**, der keine Ruhe finden kann und, damit er nicht in die umliegenden Häuser hineingeratet, um dort einen Unterschlupf zu finden und sein Unwesen zu treiben, ist ihm das Bett aufs Feld gestellt worden, daß er darin bei Nacht seine Ruhe finden kann. **So erzählen die Leute**, wenn man sich nach der Bestimmung des Bettes erkundigt. Seit einiger Zeit ist das Unterbett gestohlen. Natürlich hat es — **der Geist fortgetragen**, weil er irgendwo anders bequemer wohnt ... Im württembergischen Landtag sind Bezirk und Stadt Ellwangen gut ultramontan vertreten!“

Der Leser möge uns den kleinen Ausflug in die „Geisterwelt“ verzeihen, wir kommen jetzt wieder zurück zu den „Hexen“. Diese können heutzutage, zum größten Leidwesen vieler Amtswalter Jahwehs, leider nicht mehr mit Hilfe der weltlichen Gerichte aufgespürt und verbrannt werden, im Gegenteil, wer als „Hexe“ bezeichnet wird, erhält den Schutz der Gerichte. Die Pfaffheit kann heute nur mehr mit Weihwasser gegen

den Teufel, die „Hexen“ und andere „Geister“ zu Feld ziehen und manchmal geschieht dies auch in einer regelrechten „Beschwörung“. Eine solche hat im Monat März des Jahres 1903 der Jesuitenpater Fellinger laut einem Bericht der „Linzer Tagespost“ in St. Peter in der Au in Niederösterreich vorgenommen, wie aus folgendem hervorgeht:

„Der Hexenpater von Steyr. Aus einem Prozesse, der vor wenigen Tagen in dem niederösterreichischen, an der Grenze unseres Kronlandes gelegenen Ortes St. Peter in der Au sich abgespielt hat, hat man mit gerechtfertigtem Erstaunen erfahren, daß ganz in unserer Nähe sich ein unverfälschtes Stück Mittelalter vortrefflich erhalten hat. Eine Bauerstochter glaubt, daß ihr erkranktes Vieh verhext sei, und wirft den Verdacht, durch Zauberei auf ihr Vieh eingewirkt zu haben, auf die ihr angeblich feindselig gesinnte Nachbarin. Das ist einer der gewöhnlichsten und unausrottbarsten Aberglauben in unserem Landvolk. Warum aber diesem Aberglauben so unendlich schwer beizukommen ist, das hat sich im Verlauf dieses Prozesses mit aller Deutlichkeit herausgestellt. Die genannte Bäuerin, Pfaffenbichler mit Namen, sendet nach Steyr und läßt sich von dort einen Jesuitenpater kommen, damit er ihr Vieh bespreche. Man sollte glauben, daß der Angerufene nicht nur als Priester, sondern vorzugsweise auch als Angehöriger einer Ordensgemeinschaft, der man einen besonders hohen Grad von Bildung in kirchlichen Kreisen nachrühmt, diese Zumutung mit Entrüstung oder mit Lachen zurückgewiesen und die Frau wegen ihres Viehes an den Tierarzt verwiesen hätte. Das tut der Jesuitenpater Fellinger, so hieß der Mann, jedoch nicht, sondern er erscheint im Kleide seines Ordens bei der abergläubischen Bäuerin, er versprengt in den Stallungen Weihwasser und verrichtet Gebete, um den bösen Zauber zu bannen; er läßt sich von seiner Klientin den Verdacht mitteilen, den sie auf ihre Nachbarin namens Pfaffeneder geworfen hat und begibt sich selbst in das Nachbarhaus, um auch dort durch einen kräftigen Exorzismus die Macht des Hexentums zu brechen. Die also beschworene ‚Hexe‘ fährt zwar nicht auf dem Besenstiel aus dem

Schornstein heraus, aber sie begibt sich, nachdem sie erfahren hat, was das seltsame Gebahren des Jesuitenpaters zu bedeuten habe und auf welchen Anlaß es zurückzuführen sei, zum Bezirksgericht und verklagt ihre Nachbarin wegen Ehrenbeleidigung. Ungleich seinen mittelalterlichen Kollegen unterwirft der Richter die vermeintliche Hexe nicht der hochnotpeinlichen Befragung auf der Folter, noch der Wasserprobe, er verurteilt vielmehr ihre Beleidigerin zu einer empfindlichen Geldstrafe. Das Schauspiel, das sich vor dem Gericht bot, war ein erhebendes: Pfaffenbichler links, Pfaffeneder rechts, der Pfaffe in der Mitte. Verurteilt wurde die vorgeführte Bäuerin, aber arg bloßgestellt ist der Träger des geistlichen Kleides, der durch sein autoritatives Gebahren die Frau noch in ihrem Wahnwitz bestärkt hat, statt sie aufzuklären und der, vor Gericht befragt, den Sachverhalt nicht abzuleugnen vermochte."

Wenn ein — Kapuziner die obgeschilderte „Hexenaustreibung" versucht hätte, würde man es hinnehmen können, weil man für gewöhnlich annimmt, daß die Angehörigen dieses Ordens sich nicht allzu viel mit der Wissenschaft der heutigen Zeit befassen. Aber die Jesuiten tun immer so, als gingen sie mit besonders eiligem Schritt mit der Zeit! In Wirklichkeit sind sie aber, wie das obige Beispiel handgreiflich zeigt, die eifrigsten Hüter der Bewahrung der Dummheit im einfachen Volk! So weit ihr Einfluß reicht, ist gräuliche Geistesfinsternis, blüht der Teufelsglaube, nagt der Hexenwahn, kriecht die Geisterfurcht! Spanien war bis vor einigen Jahren der hervorragendste jesuitische Tummelplatz, und es darf uns also nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß dort noch im Jahre 1933 (!) eine „Hexe" verbrannt wurde. Darüber berichtete der „Michel" vom 16. 4. 1933:

„Ein grausiger Vorfall hat sich in dem Dorf Soahaes in Spanien zugetragen, der in die finsteren Zeiten des Aberglaubens versetzt. In diesem Dorf nämlich lebte eine ältere Frau, die an epileptischen Anfällen litt. Man betrachtete sie um dieser Krankheit willen schon lange mit Mißtrauen. Schlimm wurde die Sache aber erst, als eine andere Einwohnerin des Dorfes den Argwohn aussprach, daß die Anfälle durch böse Geister veranlaßt seien. Von da an wurde jedes Miß-

geschick, das irgendeinem Dorfgenossen zustieß, dem bösen Einfluß der Kranken zugeschrieben, und als eines Tages gar ihr Nachbar schwer erkrankte, war es die allgemeine Überzeugung, daß niemand anders als sie daran schuld sei. Man beschloß deshalb, sie unschädlich zu machen und fünf Männer übernahmen das Amt, sie zu verbrennen. Während dieses Vorganges sprachen sie allerlei Beschwörungen aus, um auf diese Weise die Geister zu zerstören. Der Fall erregte in der ganzen Gegend das größte Aufsehen, da man befürchtete, daß solche Ereignisse sich wiederholen könnten, wenn Anschauungen dieser Art wieder um sich greifen."

Anschauungen solcher Art werden überall dort um sich greifen, wo sie, durch Pfaffheit und Christentum den entsprechenden Nährboden finden. Gebt heute insbesonders der römisch-katholischen Pfaffheit das Heft in die Hand, und morgen gibt es wieder „Ketzerverfolgungen", die ihren traurigen Ausklang finden würden mit dem Versuch der leiblichen Vertilgung der „Ketzerschaft". Der immer noch in den Tiefen des Volkes schlummernde Teufels- und Hexenwahn mag hiezu eine geeignete Grundlage bilden. Man sage nicht, dieser Wahn wäre nur mehr ganz spärlich und bei alten, aussterbenden Leuten zu finden! Das Gegenteil wird uns bewiesen, wenn wir ins Volk horchen. Es steht der erst im Jahre 1931 vorgekommene Fall in Schlesien durchaus nicht vereinzelt! Wir bringen ihn nachstehend als bezeichnendes Beispiel nach dem Bericht der „Neuen Niederschlesischen Zeitung" vom 2. 12. 1931, wobei wir bemerken, daß das gesperrt Gedruckte von uns hervorgehoben ist:

„Bunzlau, 1. Dezember. Seit dem Jahre 1929 befindet sich die Bevölkerung von Kromnitz und Wiesau in zeitweiliger Aufregung, und zwar deshalb, weil sie glaubt, daß ihr Vieh verhext wird. Ausbrechende Krankheiten unter Vieh und Menschen wurden auf das Konto dieser Hexerei gesetzt, ja es ging soweit, daß Kinder ihre eigene Mutter als Hexe verdächtigten. Die Angelegenheit erhielt durch einen Mann aus Groß-Walditz, den man zu Rate zog, einen glaubhaften Anstrich. Er stellte fest, daß die Hexen

in den beiden vorerwähnten Dörfern zu Hause wären. Er erbot sich, daß vom Hexengeist befallene Vieh zu heilen. Bei seinen Besuchen ließ er von zwei Personen eine große Decke über das Vieh halten und unter dieser Decke strich er der Kuh oder der Ziege den Rücken entlang nach vorn, worauf die Tiere in die Knie fielen und der böse Geist ausgetrieben war. Nach dieser Prozedur bekamen die Leute noch eine Flüssigkeit, um Rücken und Beine der Tiere einzureiben, damit der böse Geist nicht wiederkäme. Für seine Experimente nahm er beträchtliche Summen. In einer dieser Ortschaften versuchte nun ein Besitzer von verhextem Vieh selbst einmal das Experiment mit dem am Rücken Entlangstreichen, und nach einigen Versuchen glückte es ihm auch, daß die Tiere ihre „Kniebeuge" machten. Eine Anzeige des sich betrogen fühlenden Besitzers war die Folge, und der Groß-Walditzer Hexenbezwinger wird sich nun bald vor dem Staatsanwalt zu verantworten haben. Aber noch lange nicht sind alle Viehbesitzer, und besonders die Frauen, überzeugt, daß sie einem Schwindler und vor allem der eigenen Phantasie zum Opfer gefallen sind."

Betrachten und zergliedern wir nun den obig geschilderten Fall und stellen wir uns vor, daß es nur einer der wenigen bekannt gewordenen Fälle ist. Man weiß vorerst nicht, soll man lachen oder weinen ob der Tatsache, daß es noch im vierten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts im Deutschen Reich ganze Dörfer geben konnte, die vom Hexenwahn verseucht waren! Gut, der „Hexenmeister" kam vor Gericht, weil er die zweifellos vorhandene Dummheit seiner Mitmenschen zu seinem eigenen Vorteil ausgenützt hatte. Es steht nun die Frage offen: wie wäre es gewesen, wenn sich die abergläubischen Bewohner der genannten Dörfer statt an den „Hexenmeister" von Groß-Walditz an einen — römisch-katholischen Geistlichen gewendet hätten und dieser — natürlich auch nicht umsonst — die „verhexten Viecher", nach dem Beispiel des Jesuitenpaters Fellinger, besprochen und mit Weihwasser be-

sprengt hätte? Die Wirkung wäre sicherlich dieselbe, der Schaden für die Viehbesitzer etwa der gleiche gewesen! Und was haben wir zu sagen zu jenen Kindern, die ihre eigene Mutter als „Hexe" verdächtigten? Sie würden in ihrem dummen Wahn — hätten sie vor zwei Jahrhunderten gelebt — die eigene Mutter durch die eigene Dummheit auf den Scheiterhaufen gebracht haben! Fürwahr, grauenhaft sind solch stinkende Früchte am verfaulenden Baume des Christentums! Ja, des Christentums, denn auch im protestantischen Aste desselben hat sich der Teufels- und Hexenwahn sehr tief eingefressen. Es sei verwiesen auf jenen Aufruf, den herauszugeben sich die Evangelische Landeskirche in Preußen noch im Jahre 1931 gezwungen sah. Das „Nürnberger 8-Uhr-Abend-Blatt" vom 1. 10. 1931 schrieb darüber und brachte den Aufruf. Das genannte Blatt schrieb (Sperrungen von uns):

„Man könnte meinen, daß wir um volle drei Jahrhunderte zurückversetzt sind und in einer Zeit finstersten Aberglaubens leben, damals, als man die angeblichen Hexen richtete und die Brandpfähle zum Himmel loderten.

Aus dem Unterelbegebiet kommen seit Monaten Nachrichten von Zaubereien und Hexereien, und nunmehr wird gemeldet, daß diese Hexen- und Zauberseuche auch auf das Stadt- und Landgebiet Hamburg übergegriffen hat. Die Evangelische Landeskirche sieht sich daher gezwungen, gegen diese Seuche einzugreifen. In dem nun erlassenen Aufruf heißt es u. a.:

‚Der Hexenglaube ist im Zunehmen begriffen. Lebende Personen, meist alte Frauen, werden als Hexen bezeichnet und verschrieen. Wenn Menschen oder Vieh erkranken, holt man sich Zauberkünstler, die die Krankheit besprechen und mit allerlei Hokuspokus gesund beten wollen.'

Tatsächlich ist es so, wie der Bericht sagt. Diese Hexenmeister haben eine ungeheure Macht über das flache Land bekommen. Ihre Namen werden heimlich von Mund zu Mund weiter gegeben, und man holt sich diese ‚Zauberer', wenn Mensch oder Tier erkranken. Nicht nur

alte Schäfer, Kräutersammler usw. nützen diesen Umstand aus, sondern auch gebildete Menschen befassen sich mit dem sog. Gesundbeten. Der wahre Grund ist natürlich gewissenlose Ausbeutung der dummen Menschen. Von dem Wirken dieser ‚Zauberer', die mit allerlei Quacksalbern und Vollmondnächten arbeiten, wissen die Ärzte viel zu erzählen. Zur Zeit wird ein schwunghafter Handel mit Amuletten, die vor Krankheiten schützen sollen, getrieben. Auch einen Fall von Hexenverfolgung hat man in den letzten Wochen feststellen können. So hat man in der Nähe von Hamburg ein 18jähriges Mädchen fast gesteinigt, weil es angeblich durch seinen bösen Blick einen Landwirt erkranken ließ. Ein Sonderdezernat der Hamburger Polizei hat sich nunmehr ebenfalls dieser Angelegenheit angenommen."

Solches ist geschehen im protestantischen Norden und im Jahre des „Heils" Neunzehnhundertundeinunddreißig! Wer da ernsthaft meint, für den Hexenwahn wäre bei unseren Christgläubigen heute kein Platz mehr, der möge bedenken, wie kurz für eine Geistesumstellung der Zeitraum von nur sechs Jahren ist. So lange ist es nämlich her seit dem notgedrungenen Aufruf der Evangelischen Landeskirche in Preußen, der das früher selbst mit gesäete Unkraut zu viel ward! Übrigens gab es ja noch im Jahre 1935 im Lüneburgischen einen allerdings nicht hochnotpeinlichen „Hexenprozeß", über den die „Bergedorfer Zeitung" vom 6. 9. 1935 berichtete. Demnach war bei Gericht eine Frau wegen Beleidigung verklagt worden, weil sie eine andere Frau als „Hexe" bezeichnet hatte. Vor dem Schlafstubenfenster aufgeschüttete Friedhofserde, Kartoffelschalen und Holzstückchen sollten die hexerischen Mittel gewesen sein, die es bewirkt hatten, daß im Stall eine Kuh umgestanden ist. So geschehen vor etwa zwei Jahren! Und solches wuchs am reichlich dürren Ast des Protestantismus, man kann sich vorstellen, wie üppig dergleichen gedeiht am stets mit Mist genährten römisch-katholischen! Man achtet solche „Dummheiten" — wie man sie zumeist zu benennen beliebt — viel zu wenig, obwohl sie für die

wahrhafte Volkswerdung von geradezu verheerender Wirkung sind, denn sie verbeulen den gesunden Verstand und zerrütten die Seelen. Nur ein ständiges Hinweisen auf diese Geschwüre kann deren Träger wenigstens zum Nachdenken über die Ursachen bringen. Aber geholfen ist nicht, wenn man die Geschwüre nur beschaut und etwa stellenweise entfernt, denn nicht nur die Auswirkung ist zu bekämpfen, sondern viel mehr die Ursache: das Christentum selbst!

Die Hölle brennt . . .

„Selbst Heilige haben gestanden, daß nur noch der Gedanke an die ewige Hölle sie von der Sünde abgehalten habe."

Jesuitenpater Schilgen in „Die Schule Loyolas", Seite 75. (Erschienen bei Herder & Co., Freiburg i. B.)

Treffender könnte man wohl die Wirkung der Höllenverängstigung nicht zum Ausdruck bringen, als durch die obige Feststellung des Jesuitenpaters Schilgen. Anderseits ist dieser Satz auch eine Art Armutzeugnis für die ganze christliche Morallehre, die der Angst bedarf, um sogar ihre überzeugtesten Verfechter bei der Stange zu halten. Aber so ist und war es bei allen Priesterreligionen: der Drang zum Erfassen des Göttlichen im Diesseits ist bei keiner so groß wie die Furcht vor den etwaigen Strafen im „Jenseits". Darum muß die Pfaffheit diese „Strafen" möglichst grauenhaft schildern, sonst könnte es sein, daß die „Gläubigen" etwa doch der — Pfaffheit entgleiten. So war es bei den Priesterreligionen des Altertums, so ist es noch heute! Je mehr in irgend einer Religion die Pfaffheit zu reden hat, um so greulicher ist das von ihr gezeigte Bild der Verdammnis. Der beste Beweis hierfür zeigt sich in der Betrachtung der heidnischen und heldischen Religionvorstellung unserer germanischen Vorväter und der ebenfalls heidnischen aber sklavischen Religionvorstellung der alten Ägypter. Bei den vorchristlichen Germanen hat es eine Priesterschaft im eigentlichen Sinne dieses Wortes nie und nirgends gegeben, also hatte es keinen Sinn, die Freuden von „Walhall" oder die Qualen von „Helheim" übermäßig zu schildern. Und so war denn auch im Glauben unserer Vorväter der Aufenthalt in Helheim keine Strafverbüßung mit ausgeklügelten Qualen, sondern ein Aufenthaltort der im Frieden Gestorbenen, während in Walhall die im Kampf Gefallenen als Einheerer zum Endkampf der Götter gegen den Fenrewolf und die Midgardschlange übten.

Wie anders war die gleichlaufende Vorstellung im alten Ägypten, wo die Priesterkaste nahezu unbeschränkt herrschte! Alles Schreckliche, was man sich nur ausmalen konnte, mußte herhalten, um die Qualen jener „Verworfenen" nach dem Tode zu schildern, die sich im Leben unterstanden hatten, an der Göttlichkeit der Götter, d. h. der Priesterkaste zu zweifeln oder sich ihr widersetzten oder gar vor ihrem Ableben kein bzw. ein zu geringes Totenopfer gebracht hatten! Ob man will oder nicht, man muß bei Betrachtung der Unduldsamkeit, der Gepflogenheiten und der Angstzüchterei der alten ägyptischen Pfaffheit unwillkürlich an die der — römisch-katholischen denken!

Je gott- und naturnäher eine Religionvorstellung ist, um so weniger bedarf sie zur Erziehung ihrer Anhänger besonderer Schreckmittel. Mit solchem Maßstab gemessen, entfernt sich allerdings das Christentum sehr weit von der Gott- und Naturnähe, denn bei ihm spielt das Schreckmittel „Hölle" eine geradezu entscheidende Rolle! Hätte das alte Christentum nur vom Glauben an seinen versprochenen „Himmel" leben müssen, es wäre längst schon den Weg alles Zeitlichen gegangen, weil es aber die Angst vor der „Hölle" in den Vordergrund stellte und zugleich auch die entsprechenden „Gnadenmittel" gegen die „Hölle" bereithielt, ist es groß geworden als die Heimstätte aller schlotternden Sünder, unselbständigen Denker und sonstigen „Armen im Geiste". Nicht die Sehnsucht nach dem „Himmel", sondern die Furcht vor der „Hölle" ist heute noch die beste Geldmühle der christlichen Pfaffheit, die schon deswegen eifrig bemüht ist, die Angst vor den „ewigen Qualen der Hölle" nicht ersterben zu lassen. Sie tut dies bewußt, wiewohl sie dadurch ihres eigenen Gottes „Gerechtigkeit und unendliche Güte" geradezu schlagend widerlegt, denn sie unterstreicht damit die Worte des Paulus an die Hebräer (10, 31): „Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen."

Im Evangelium Matthäus 25, 41 heißt es: „Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer." Diese Worte, sowie die Stellen in Lukas 16, 24 und in Markus 9, 42—43 gaben der christlichen Pfaffheit die Grundlage für die grauenhaften Vorstellungen, die Bilder und Be-

schreibungen der „Hölle". Es mag nicht allzu leicht gewesen sein, den „Gläubigen" all die Schrecknisse einzubläuen, sonst hätte der fromme syrische „Kirchenvater" Chrysostomus (gest. im Jahre 407 u. Z.) nicht in seinem zweiten Brief an die Thessalonicher die Mahnung geben müssen: „Du fürchtest wohl es sei nicht zeitgemäß, über die Hölle so viel zu reden? Ob du redest oder schweigst, das Feuer brennt. Um nie der Hölle zu verfallen, sprich immer über sie." Dies scheint ausgiebig geschehen zu sein, denn die Höllenverängstigung nahm bald den gewünschten Verlauf. Der „hochheilige Kirchenvater" Augustinus (gest. im Jahre 430) stellte schon fest, daß das Feuer dieser Welt nur ein Schatten sei im Vergleich mit demjenigen, das die Verdammten auszustehen haben, und der ebenfalls „hochheilige" Papst Gregor I. (gest. im Jahre 607) gab der Christenheit kund, das Höllenfeuer brenne zwar, aber es leuchte nicht! Diese „Feststellung" hat schließlich auch der ebenfalls „hochheilige Kirchenlehrer" Thomas von Aquino (gest. im Jahre 1274) bestätigt, nur läßt er in der Hölle so viel Licht scheinen, daß die Verdammten sich noch zur Not sehen und den fürchterlichen Qualen gegenseitig zuschauen können. Also entstand allmählich ein ziemlich „genaues" Bild der „Hölle", über deren Lage man übrigens nie zu streiten brauchte, denn der Evangeliumschreiber Matthäus gibt darüber in 12, 14 unanfechtbare Auskunft, indem er klipp und klar sagt, sie sei „mitten in der Erde". Zudem haben sie verschiedene „Heilige", allerdings nur im Geiste, selber gesehen und darüber der Mitwelt berichtet, so daß eigentlich die Christenheit über das, was in der „Hölle" vorgeht, genugsam unterrichtet sein kann. So erzählt die „heilige" Theresia laut dem Buch „Leben der heiligen Theresia" (Straßburg, Le Roux u. Co.):

„Als ich mich eines Tages — es war im Jahre 1560 — im Gebete befand, sah ich mich plötzlich, ich weiß nicht wie, in die Hölle versetzt. Ich begriff, daß mir Gott den Platz zeigen wollte, an den ich gekommen wäre, wenn ich dem zerstreuten Leben nicht entsagt hätte, weil es mich allmählich dazu geführt hätte, größere Sünden zu begehen.

Der Eingang in diese Schmerzenshölle schien mir wie ein langer und enger, finsterer und niedriger Gang, wie ein Ofen, dessen Boden

mit einem kotigen Wasser bedeckt, das einen pestilenzartigen Geruch von sich gab und mit giftigen Schlangen angefüllt war. Dieser Durchgang führte zu einer Mauer, in welcher eine Aushöhlung gegraben war, wo man mich einschloß. Sie war so eng, daß ich weder sitzen noch mich hinlegen konnte. Die Mauern schienen auf mir zu lasten und mich zu erdrücken. Ich fühlte in meiner Seele ein Feuer, das ich nicht beschreiben kann, und in meinem Körper unerträgliche Qualen. In meinem Leben hatte ich, nach der Aussage der Ärzte, die größten Schmerzen, die man hienieden findet, gelitten; allein sie waren nichts im Vergleich mit denen, die ich ertragen mußte in meinem Gesicht. Was indessen alle diese Qualen steigerte, war der Gedanke, daß sie ohne Ende und ohne Linderung seien. Und doch waren sie sozusagen nichts im Vergleich mit den Qualen der Seele, die wie zerquetscht, wie verzweifelt, so unendlich traurig war, daß ich es nicht zu schildern vermag. Ich fühlte mich brennen, in tausend Stücke zerrissen, ohne zu wissen, wie es geschah. Ich stehe nicht an es zu behaupten, daß die Qual der Qualen in der Hölle dieses innere Feuer und die Verzweiflung der Seele ist. Kein Licht, nur dichte Finsternisse; trotzdem sieht man, was zu sehen uns peinigt. Alles, was man über die Hölle hören, alles, was man in den Büchern über sie lesen kann, alle Qualen der Verdammten, welche die Schriftsteller schildern, ist alles nichts im Vergleich mit der Wirklichkeit, oder vielmehr es ist die nämliche Verschiedenheit, wie zwischen dem Bilde und der lebenden Person ..."

Dieses aus der Vorstellungkraft der „heiligen" Theresia stammende Bild entbehrt zwar nicht der Anschaulichkeit, es muß aber weit zurücktreten gegenüber jenen Schilderungen, die uns die Jesuiten von den „Schrecknissen der Hölle" vermitteln. Ungefähr zur gleichen Zeit wie die „heilige" Theresia lebte in Deutschland der „erste deutsche Jesuit" Pater Petrus Canisius. Eigentlich war er ein Holländer und hieß de Hond, aber er gründete im Jahre des Heils 1543 das erste Jesuitenkloster in Köln am Rhein, was schon genügte, ihn zum „Deutschen" zu stempeln. Dieser im Jahre 1925 „heilig" gesprochene Jesuitenpater schrieb um 1555 den seinerzeit sehr viel gebrauchten Kate-

chismus „Summa doctrinae christianae“. Dieser Katechismus war jahrhundertelang das richtunggebende Buch für den katholischen Religionunterricht in Deutschland und erfuhr eine Unmenge von Auflagen. Vor uns liegt die Ausgabe von 1723 (erschienen bei Philipp Martin und Johann Veith in Augsburg und Graz) „vermehret und herausgegeben von der catechetischen Bibliothec des Ertz-Hertzogl. und Academischen Collegij Societatis Jesu in Grätz“. Damit unsere Leser eine kleine Vorstellung von der Auffassung der Jesuiten über die „Hölle“ bekommen, wollen wir daraus einige Fragen und Antworten abdrucken, wobei wir, der leichteren Lesbarkeit halber, uns der heutigen Schreibart bedienen.

„Frage: Was ist unter dem Wort Hölle zu verstehen?

Antwort: Unter dem Wort Hölle wird verstanden ein sehr tiefer Ort unter der Erde. . .

Frage: Wievielerlei Orte oder Höllen sind unter der Erde?

Antwort: Es sind vielerlei Höllen. 1) Die tiefste, wo die verdammten Seelen und Teufel sind. 2) Das Fegefeuer, wo die armen Seelen ihre Schuld so lange abbüßen, bis sie erlöset werden. 3) Der Ort, wo die ungetauften Kinder usw. sind. 4) Die Vorhölle oder der sogenannte Schoß Abrahams, in welchem Ort die Heil. Väter und Mütter des alten Testaments vor Christi Tod waren.

Frage: Ist Christus wahrhaft in die Hölle abgestiegen?

Antwort: Der Heil. Paulus Ephes. 4, V. 9, lehret: Daß er aber aufgefahren ist, was ist's dann, daß er zuerst hinab gefahren ist in die untersten Orte der Erde. Hieraus weiß man, daß Christus abgefahren ist in die Hölle.

Frage: Wie ist Christus in die Hölle abgestiegen?

Antwort: Er ist herrlich und siegreich aus eigener Kraft hinab gefahren.

Frage: In was für einem Stand waren die Heil. alten Väter in der Vorhölle?

Antwort: Sie hatten in ihrer Seele empfindlich nichts zu leiden von dem Fegefeuer, es hat ihnen auch kein Teufel kön-

nen beschwerlich sein; sie waren getrost; allein war es ihnen schmerzlich, daß sie nicht vor Gottes Angesicht seien.

Frage: Hat dann vor Christi Tod keine gerechte Seele können in den Himmel kommen?

Antwort: Keine, wenn sie auch wie ein Engel fromm gewesen wäre.

Frage: Werden auch die Verdammten in der Hölle ewiglich leben?

Antwort: Sie werden nach Leib und Seele ewiglich in der Hölle leiden müssen, sie werden um den Tod seufzen, es wird doch kein Tod mit ihnen ein End machen, sie werden ewiglich leben, doch also, daß sie unaussetzlich in ewigen Todesängsten und Qualen werden aufgehalten werden.

Frage: Werden die ewigwährenden Todesängste groß sein?

Antwort: Ja, sie werden groß sein; denn die Verdammten werden in einem Kerker so gebunden sein, daß sie sich nicht werden rühren können, sondern es werden die glühenden Leiber aufeinander, wie die Häring in einem Faß liegen."

Der genannte Katechismus gibt aber auch eine geradezu schreiende Schilderung der „Qualen der Hölle". Diese Schilderung soll stammen von einem englischen Bernardiner-Mönch, der eines Tages in seiner Zelle vom Teufel in „Gestalt eines häßlichen, überaus großen Affen" überfallen und so geschlagen worden war, daß er „ganze drei Tag lang" besinnunglos im Krankenhaus lag. Von dort weg soll ihn, wie im Katechismus versichert wird, Sankt Benediktus, durch ein Heer von Teufeln hindurch, zur Jungfrau Maria in den Himmel geführt haben, wo diese dem Erzengel Raphael befahl, dem Mönch den Himmel und die Hölle zu zeigen. Über die Besichtigung der „Hölle" erzählt nun der „Christ-katholischer Stadt- und Land-Catechismus" der „chatechistischen Bibliothek des Jesuitenkollegs in Graz u. a. folgendes:

„. . . Fahrte also der Mönch mit dem Engel durch einen schlüpfrigen und gefährlichen Weg in ein allertiefstes mit Finsternis bedeck-

tes und mit Grausamkeit angefülltes Tal und in dem ersten Eintritt dieses peinlichsten und mit unendlich viel Verdammten angefüllten Ort sahe er in einem großen, ganz feurigen Sessel, wie ein glühendes Eisen, einen Elenden, dem viel Teufel, in Gestalt unkeuscher Weiber, feurige Tortschen mit ganzer Gewalt durch den Hals hinunterstoßten und sie mit größten Schmerzen des Gepeinigten ihm zum Bauch herauszogen, welche Pein sie ihm ohne Unterlaß wiederholten . . . sahe einen anderen, welchen die Teufel vom Haupt bis auf die Fußsohlen schunden und rieben den Geschundenen dann mit Salz und spannten den Leib über einen feurigen Rost ihn zu braten . . . sahe eine große Schar von Männern und Frauen in Feuer und in Unrat begraben, welche von großer Pein jämmerlich schreiten, angegriffen von einer großen Menge von Teufeln in erschröcklichsten Gestalten, welche mit Knospen, Stecken und eisernen Prügeln ihnen grausamste Streich auf die Köpfe gaben, davon das Hirn und die Augen ihnen auf den Boden herausschossen . . ."

Diese abscheuliche Schilderung der angeblichen Höllenqualen in der „oberen" Abteilung der Hölle — die Schilderung der Qualen in der „unteren" sei uns erlassen — zeigt uns deutlicher als vieles Andere die Methode der Jesuiten zur Verängstigung der Christgläubigen! Sie selbst sind ja von Jugend auf durch ihre „Beschauungen" und „Betrachtungen" für die Vorstellung all dieser Qualen dressiert, wie aufgezeigt und bewiesen wird im Werk des Hauses Ludendorff: „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende." Sie sind heute noch dieselben wie zur Zeit, als Petrus Canisius seinen Katechismus herausgab, sie übermitteln heute noch in verschwiegenen Exerzitien, in geschlossenen Religionstunden, in verhängten Beichtstühlen den erzitternden Menschen ihres Einflußkreises die denkbar schaurigsten Bilder der „ewigen Höllenqualen", wohl wissend, daß ihnen die also Verängstigten oft lebenslang nicht mehr aus den Klauen kommen. Die Jesuiten untermauerten jenes gigantische Gebäude der Dummheit, das heute noch Millionen von „Armen im Geiste" und „induziert Irren" umschließt. Sie sind die Hüter der geistigen Nacht, deren Schatten auch in unser „aufgeklärtes" Jahrhundert fallen. Nur

aus ihrem Gedankenkreis heraus konnte noch im zwanzigsten Jahrhundert in Deutschland, dem Land der Dichter und Denker, ein Buch „Die Hölle" (Verlag Kirchheim & Co. in Mainz), erscheinen, die den „wissenschaftlichen" Nachweis erbringen will, daß sich die „Hölle" tatsächlich im Erdinnern befindet usw. Der Mann, der dieses Buch schrieb, heißt Dr. Josef Bautz und war um 1907 katholischer Theologieprofessor an der Universität Münster in Westfalen! Dieses Buch ging sogar dem gewiß auch gut katholischen Schriftsteller Karl Waldemar (Charlottenburg) über die Hutschnur, so daß er in der ebenfalls gut katholischen „Westdeutschen Grenzpost" (Heinsberg im Rheinland) am 22. 3. 1933 darüber sich zu schreiben veranlaßt fühlte:

„Im Orient hat es zu allen Zeiten unverständliche Bücher gegeben, die zumeist phantastische Wunderdinge enthielten. In Deutschland, dem Lande der Dichter und Denker, kann man sich schwerlich vorstellen, daß sich Gelehrsamkeit so weit verirrt. Und doch ist es so. ... Ja, noch im Jahre 1905 erschien — sogar in zweiter Auflage! in Mainz ein Werk von Dr. Josef Bautz, Professor der Theologie an der Universität Münster, betitelt ‚Die Hölle', in dem ihr Zustand wie der Ort und seine Dauer ausführlich beschrieben werden. Dabei kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß die Hölle im Innern der Erde liegt und aus vier verschiedenen Räumlichkeiten besteht, von denen die eigentliche Hölle am tiefsten liegt, während sich der ‚Schoß Abrahams' in etwas höherer Lage befindet. — Der ‚limbus infantum' ist der Ort für ungetaufte verstorbene Kinder in der Nähe des Schoßes Abraham und kann von den Flammen der eigentlichen Hölle nicht berührt werden. Das Fegefeuer aber brennt dicht neben der Hölle, damit die Nachbarschaft ‚um so mehr zur Betrübnis, Demütigung und Läuterung der armen Seelen beiträgt'. Der Schoß Abrahams ist zur Zeit unbewohnt. Nach der Auferstehung wird es auch das Fegefeuer sein. Und daß die Hölle etwa zu klein für alle sündigen Seelen werden könnte, braucht man nicht zu befürchten. Denn wenn sie auch zur Zeit nur wenig umfangreich ist, so hat doch Lessius berechnet, daß ‚ein ganz geringer, verschwindend kleiner Teil des Erdinnern dazu hinreicht, um eine geradezu fabelhafte Menge von Menschen aufzunehmen'.

Und dann: ‚Die Vulkane in ihrer feuerspeienden Tätigkeit, die den Wissenschaftlern immer noch so viele Rätsel aufgeben, sind — die Schlote der Hölle.'"

Im Buch „Die Hölle" tut Universitätprofessor Dr. Josef Bautz noch sein übriges: er untersucht, welche Sinne in der „Hölle" besonders gequält würden, z. B. der Geruchsinn durch das ständige Einatmen von Schwefeldämpfen, der Gesichtssinn durch das fortwährende Erblicken der Qualen der anderen Verdammten usw. Und damit niemand hoffen kann, er würde einmal durch ein Bersten oder Erkalten der Erde den ewigen Qualen entgehen, klärte der Herr Professor Dr. Josef Bautz die Mitwelt gleich auf, daß der Fortbestand der Hölle nicht von der Entwicklung des Erdballes abhängig ist, denn „für den Fortbestand des Höllenfeuers wird die Weisheit und die Allmacht des strafenden Gottes Sorge tragen." Angesichts solcher im zwanzigsten Jahrhundert geschöpften „Erkenntnisse" eines katholischen Theologieprofessors wird jedes weitere Wort überflüssig! Für eine derartige „Wissenschaft" gäbe es nur ein mitleidiges Kopfschütteln, wenn man nicht wüßte, wie groß die Zahl jener Leute ist, die solche „Erkenntnisse" immer noch ernst nehmen, weil sie von der Pfaffheit von Jugend auf mit „Höllen"geschichten gefüttert worden. Solche Leute sind schon derart „induziert irre", daß sie von der Pfaffheit das Allerdümmste widerspruchslos hinnehmen! Für diese Gattung der „Armen im Geiste" war augenscheinlich auch jener „Allgemein giltiger Fahrplan für beide Richtungen" bestimmt, den die „Reichenhaller Berchtesgadener Kath. Kirchenzeitung" am 16. 8. 1931 brachte. In diesem „Fahrplan" wird den Christgläubigen verlautbart:

„Richtung Feuerzone.

Abfahrt der Züge: Ganz nach Wunsch (z. B. Lebensüberdruß).

Ankunft: 1. Klasse: Gottlosigkeit; 2. Klasse: Genußsucht und Ausschweifung; 3. Klasse: Gleichgültigkeit in religiösen Dingen und Moral.

Anmerkung:

1. Die Fahrkarte wird für Lug und Trug sowie Laster aller Art freigebig überreicht.

2. Auf dieser Strecke verkehren nur Luxuszüge moderner Bauart.
3. Kinder unter sechs Jahren sind auf dieser Linie nicht anzutreffen.
4. Die Vertreter und Angestellten dieser Bahngesellschaft dürfen die 1. Klasse benützen, wenn sie das Unternehmen nach Kräften fördern.
5. Den Reisenden ist das Mitnehmen von Gepäck jeder Art gestattet, jedoch muß an der Endstation alles zurückgelassen werden.
6. Das Reiseziel kann während der Fahrt vor Ankunft auf der Endstation geändert werden, *wenn der Reisende die Fahrkarte rechtzeitig durch einen katholischen Geistlichen berichtigen läßt*; sonst gibt es auf dieser Todesfahrt keine Rückkehr.
7. Unweit der Endstation befindet sich das Gerichtsgebäude, Sitz des Obersten Richters, der jedem Ankömmling dieser Strecke den verdienten Laufpaß aushändigen und künftigen Aufenthalt anweisen läßt im großen Bereich der Feuerzone."

Außer der dummdreisten Aufmachung ist in diesem „Fahrplan" die Erwähnung der römisch-katholischen Zugsbegleiter besonders bemerkenswert und der „witzige" Ton, mit dem man hier eine Sache behandelt, die sonst von der römisch-katholischen Pfaffheit nur in den düstersten Farben geschildert wird. Da sind die protestantischen Religionhüter lange nicht so beweglich und „geschäftstüchtig" wie ihre römisch-katholischen Kollegen, obwohl auch sie in der Höllenverängstigung das Größtmöglichste zu leisten versuchen. Ganz angst und bange muß z. B. den Kirchenbesuchern der Grafschaft *Leiningen* geworden sein, wenn sie aus ihrem Gesangbuch vom Jahre 1757 das Lied 641 singen mußten, dessen erster Absatz lautete:

„Wehe mir, ich muß verderben,
Ich seh' *nichts als Höllenpein.*
Frecher Sünder, du mußt sterben!
Wird mein strenges Urtheil seyn.
Es *erzittert* meine Seele
Vor des offnen Abgrunds Höhle,
Es erstarret Geist und Blut
Vor der ewigen Flammen Glut . . ."

Ist nun, wie genugsam bekannt und bewiesen, die „Hölle" das gemeinsame und wirksamste Schreck- und Machtmittel der gesamten Christenheit, so darf man das „Fegefeuer" sozusagen als das Sondergeschäft der römisch-katholischen Kirche betrachten. Erklärlich, denn im „Geschäftlichen" waren ja die Römisch-katholischen den Protestanten immer um einige hundert Nasenlängen voraus. Schon frühzeitig hatte es die römische Pfaffheit erkannt, daß mit der „Hölle", aus der heraus sie niemand mehr „lösen" konnte, nur ein begrenztes Geschäft zu machen sei, also erfand sie, allerdings reichlich spät, die Märe vom „Fegefeuer". Dies geschah um das Jahr 593 durch den „heiligen" Papst Gregor I., den die Kirche den „Großen" nennt. Damit traten die „Seelenmessen" und geldlichen „Seelenopfer" erst so richtig in Erscheinung, denn die „Qualen des Fegefeuers", durch das jede Seele hindurch gehen mußte, um das „ewige Leben" zu erlangen, können ja durch Messen, Opfer, Vermächtnisse, Ablässe usw. gemildert und abgekürzt werden! Damit ergab sich für die Pfaffheit eine ständig und reichlich fließende Einnahmequelle, die um so stärker floß, je mehr bei den Massen der „Gläubigen" die Angst vor dem „Fegefeuer" wuchs. Deshalb tat auch die römisch-katholische Pfaffheit ihr möglichstes, um das „Fegefeuer" recht furchtbar erscheinen zu lassen. Man braucht ja nur in alten Kapellen oder Gebetbüchern die diesbezüglichen Bilder zu betrachten, auf denen wahre Jammergestalten, von Flammen umlodert, die Hände heben und um Opfer für die — römisch-katholische Pfaffheit flehen! Unzählbar sind solche Bilder, ebenso unzählbar wie die schriftlichen Schilderungen in alten „Erbauungbüchern". Ein solches liegt dem Schreiber dieser Zeilen vor Augen. Es ist geschrieben für das „gesamte andächtige Weibergeschlecht" und stammt vom streitbaren Kapuzinerpater Martin von Cochem. Es erschien im Jahre 1786 in Augsburg, ward eines der verbreitetsten katholischen „Erbauung"bücher und nennt sich in bezeichnender Weise „Goldener Himmelsschlüssel". In diesem Buch bringt Pater Martin von Cochem auf den Seiten 30 bis 51 (!) ganz drastische Beschreibungen der Qualen der „armen Seelen" im „Fegefeuer". Pater Martin von Cochem läßt einen — Augenzeugen (!), der angeblich drei Tage im

Fegefeuer war und dann wieder ganz gesund auf die Erde zurückkehrte, unter anderem berichten:

„Etliche wurden im heißen Feuer verbrennt: andere wurden von den Teufeln an Bratspießen gebraten, andere wurden von denselben mit glühenden eisernen Hacken so grausamlich zerhackt, daß ihnen das Fleisch von den Beinen und die Glieder von den Geweben gerissen wurden. Andere wurden von abscheulichen, stinkenden Würmern zernagt, welche ihnen mit ihren giftigen Zähnen alles Fleisch von den Beinen hinweg fraßen. Andere saßen in unglaublich heißen Bädern, so aus geschmolzenen Pech, Schwefel und Erz und Blei gemacht waren, in welchen sie mit unerträglicher Hitz und Gestank gesotten und gepeinigt wurden. Etliche von ihnen sprangen aus den Bädern wegen Größe des Schmerzes heraus: stießen sie aber die Teufel mit feurigen Geißeln und Hacken bald wieder zurück in das zerschmolzene Erz und Blei. Andere wurden mit anderen Peinen und Tormenten gepeinigt, und zwar ein jeder mehr oder weniger, nachdem er auf Erden mehr oder weniger gesündigt hatte."

Jeder Spott erstirbt auf den Lippen angesichts solch unfaßbar abgründiger Dummheit und pfäffisch berechneter Schandbarkeit! Man kann sich förmlich vorstellen, wie beim Lesen dieser als „historische Geschichte" bezeichneten Schaudermär die frommen Weiblein erschauerten, wie sie zum Beichtstuhl rannten, Messen lesen ließen für sich und die verstorbenen Angehörigen, Wallfahrten machten und alle erdenklichen Ablässe zu ergattern suchten. So dumm und verängstigt wurden viele Leute durch den ständigen Hinweis der Pfaffheit auf das „Fegefeuer", daß sie auch außerhalb ihres kirchlichen Schafstalls nach Mitteln suchten, durch die sie ihre verstorbenen Lieben aus dem „Fegefeuer" erlösen könnten. Dies machten sich die verschiedentlichsten nicht im geistlichen Kleid steckenden Schwindler weidlich zunutze und es ergaben sich unglaublich viel Fälle, in denen die „Fegefeuerfurcht" der biederen „Armen im Geist" ganz erbärmlich ausgenützt wurde. Als Beispiel sei nachstehend nur ein einziger Fall aus vielen ähnlichen Fällen gebracht. Er wurde als Eigenbericht veröffentlicht im „Österreichischen Bauernfreund", Folge 49 des Jahres 1886, und trug sich zu in folgender Art:

„Es war vor Michaeli dieses Jahres als zur Bäuerin Holzmannin bei Schwertberg eine Zigeunerin kam und ihr mitteilte, daß ihre vor etlichen Jahren verstorbene Mutter noch immer schrecklich im Fegefeuer zu leiden habe. Die Bäuerin, hierüber sehr bestürzt, sann nach, ob denn hier kein schleuniges Erlösungsmittel anzuwenden sei. Die Zigeunerin war schnell bereit, der Bäuerin ein solches bekanntzugeben, und stellte sich als jene Person vor, die in der Lage sei, die Mutter der Bäuerin aus der heißen Glut des Fegefeuers zu befreien: vorläufig benötige sie hiezu einen ‚Vorschuß' von hundert Gulden, welchen die Bäuerin ihr auch gab und glaubte, damit schon ihrer Mutter den Weg zum Himmel geöffnet zu haben. Schlau entfernte sich die Zigeunerin mit dem Gelde, doch bald kam sie wieder und begehrte von der Bäuerin das ganze Geld, was im Hause sei. Der Zufall wollte es, daß zu dieser Zeit ein höherer Geldbetrag, ein Erbteil der verstorbenen Mutter, welches von dem Bruder der Bäuerin bezahlt worden war, und ein Betrag von 422 Gulden im Hause vorhanden war. Diesen Geldbetrag übergab die Bäuerin der Zigeunerin, wahrscheinlich mit dem Bewußtsein, nun den Himmel hiedurch ganz sicher für ihre Mutter erkauft zu haben. Die Zigeunerin, welche außer diesem Gelde, das zusammen 522 fl., sage fünfhundert und zweiundzwanzig Gulden, betrug, auch noch mehrere Kleidungsstücke erhielt, sagte zur Bäuerin, als sie mit dieser durch List herausgeschwindelten Beute fortging, sie werde wohl das mitgenommene Geld nicht ganz verbrauchen und daher das Erübrigte um Allerheiligen wieder zurückbringen. Diese greulich getäuschte Bäuerin wartete vergebens auf das übriggebliebene Geld, die Zigeunerin hat alles verbraucht und ist verschwunden, seitdem denkt die Bäuerin darüber nach und wollte nicht einmal ihrem Ehemann davon Mitteilung machen, sondern gab vor, das Geld ausgeliehen zu haben."

An diesem kleinen Beispiel, das nur eines aus Tausenden ist, kann man ersehen, wie tief die von gerissenen Pfaffen bewirkte Verängstigung des einfachen Volkes vor dem „Fegefeuer" gegriffen hat! Am Anfang und am Ende dieses ganzen Schwindels steht allemal die Lüge, im Mittel-

punkt immer das — Geld! Im obigen Fall tat eine Zigeunerin in einer gegen das Gesetz verstoßenden Weise, was jeder Pfaffe unter dem Schutz des Gesetzes getan haben würde: gegen Geld eine „arme Seele" aus dem „Fegefeuer" erlösen zu helfen. Wie sehr und mit welchen Mitteln die „Fegefeuerverängstigung" bis in die neueste Zeit betrieben wurde, möge das folgende Beispiel zeigen, das „Ludendorffs Volkswarte" in der Folge vom 14. 2. 1932 aufgriff. Da wurde in Münchener Konzertsälen ein „Bretonischer Totengesang" aufgeführt, in welchem der Chor der Toten u. a. zu singen hatte:

„Wenn der Tod an die Türe schlägt, da werden alle Herzen mit Schrecken schlagen... Mein Sohn, meine Tochter, auf weichem Federbett liegt Ihr, und ich, Euere Mutter, wir sind in den Flammen, Flammen, Flammen des Fegefeuers. Weich liegt Ihr da, den sanften Schlummer schlaft Ihr, die armen Toten aber sind mitten im Leiden... In Gottes Namen, helft uns! Bittet die heilige Jungfrau, einen Tropfen Milch zu vergießen, einen einzigen Tropfen auf die armen Toten. Im Feuer und in der Angst sind wir! Feuer über unseren Köpfen, Feuer, Feuer, Feuer, — er in der Höhe — Feuer betet für die Toten, für die Toten... Amen."

Höllen- und Fegefeuerverängstigung im Konzertsaal! Fürwahr, ein Triumph jesuitischer Findigkeit, der jedenfalls den Weihwasserverbrauch und die Messeproduktion in München sehr gefördert hat. Weihwasser soll ja, nebst Messen und Ablaß, das linderndste Mittel für die „Qualen der armen Seelen im Fegefeuer" sein, es kostet in der Herstellung nichts und wird deshalb — ausnahmeweise — ganz kostenlos abgegeben, wobei natürlich in der Nähe eines jeden Weihwasserbottichs ein Opferstock steht. Daß Weihwasser den „armen Seelen" eine ganz besondere Linderung gibt, sagt ein in der Päpstlichen Druckerei in Freiburg (Schweiz) herausgegebenes Schriftchen, das am 10. 1. 1934 die kirchliche Druckerlaubnis erhielt. In diesem Schriftchen heißt es u. a.:

„... Wieviele Erleichterungen erhält eine leidende Seele nur durch ein Tröpfchen Weihwasser! ... Darum sehnen sich die Armen Seelen

so sehr nach dem Weihwasser ... O, wenn wir ihr Seufzen und Flehen nach einem Tröpfchen geweihten Wasser hören könnten ..."

Fürwahr, ganz Europa könnte man in einen blühenden Garten verwandeln, wenn man hiezu jenes Geld zur Verwendung hätte, das im Namen der „armen Seelen im Fegefeuer" im Laufe der Jahrhunderte durch die Pfaffheit aus den Völkern — geschwindelt wurde! Für alle möglichen und erdenklichen Geschäfte werden die „armen Seelen" genützt bzw. vorgeschoben, sogar zum Abonnentenfang christkatholischer Zeitungen und Schriften. Bis zum Weltkrieg und wahrscheinlich darüber hinaus erschien in Würzburg der „Armen-Seelen-Bote (Monatsschrift zum Troste der leidenden Seelen im Fegefeuer, abwechselnd mit einem Anhange von der Verehrung des allerheiligsten Altarsakraments)". Darin fand sich im Jahre 1910 folgende Zusicherung an die p. p. Abnehmer:

„Im weiteren machen wir unsere sehr geehrten Abonnenten darauf aufmerksam, daß wir vom dritten Jahrgange an jährlich 72 hl. Messen für die Anliegen der Abonnenten und zum Troste der armen Seelen lesen lassen werden, ferner, wer den Abonnentenbetrag im Voraus entrichtet, wird noch kostenlos in den Sühnungsverein der verlassenen Seelen im Fegefeuer aufgenommen, in welchem jede Woche über 4000 heil. Messen gelesen werden."

Jede Woche viertausend Messen in einem einzigen Verein! Natürlich nicht kostenlos, die Messe rund zu zwei Mark, Vereinsmitglieder ermäßigten Tarif! Dies ist aber noch lange nicht der Gipfelpunkt der Einfältigkeit. Diesen scheint das in Wien erschienene „Pfarrblatt für die Katholiken der Pfarre St. Elisabeth" erklommen zu haben, das in der Folge vom Mai 1935 (!) einen Aufsatz über die Wirkungen der verschiedenen Skapuliere brachte und in Besprechung des Karmeliterskapuliers u. a. schrieb:

„Wer mit diesem Skapulier bekleidet stirbt, der erhält im Fegefeuer durch die Muttergottes vorzüglich an den Samstagen besondere Erleichterung von seinen Leiden und wird bald durch ihre Fürbitte aus dem Fegefeuer erlöst ..."

Ja, so heißt es wörtlich: „. . . vorzüglich an den Samstagen." Leser, ob Heide oder Christ, setzt hier nicht jede Vernunft aus? Zeigt dieser blühende pfarramtlich beglaubigte Unsinn nicht, daß der Baum, auf dem so absonderliche Blüten wachsen, entfernt werden muß aus dem Blickfeld der Menschheit des zwanzigsten Jahrhunderts? Würde es einen persönlichen Gott geben, er müßte doch dreinfahren in jenes Geschmeiß, das in seinem Namen die Menschen verdummt und sie ständig beschwindelt! Nein, wir brauchen keine „Gnadenmittel" in Gestalt heruntergeleierter bezahlter Messen, keine Skapuliere, die im „Fegefeuer" an — Samstagen Erleichterung geben! Dieser Glaube soll sich wieder dorthin verflüchtigen, von wannen er gekommen ist: ins Morgenland! Dort mag er verkümmern im dürren Sande der Wüsten, wir aber wollen uns frei erheben im Licht Deutscher Gotterkenntnis, die das Göttliche im Menschen erklingen läßt und „Hölle" wie „Fegefeuer" lachend überwunden hat!

Der Himmel lockt . . .

Im Himmel wird sein „ein ewiges und ewigseliges Leben, wo Freud ohne Leid, Ruh ohne Arbeit, Ehr ohne Angst, Reichtum ohne Verlust, Überfluß ohne Abgang, Leben ohne Tod, Ewigkeit ohne Verwesenheit, Seligkeit ohne Trübsal ist."

Nach Augustinus c. 7. Soliloq.

Wir sind mit dem Teufels- und Hexenwahn durch alle Grauen gegangen, haben von „Hölle" und „Fegefeuer" gehört und wollen nun die Gefilde der Seligen, den „Himmel", besuchen. Er ist nach christlicher Vorstellung all jenen Seelen verheißen, die nicht in die „Hölle" kommen. Insbesondere dient er zum festen Wohnsitz der „heiligen Dreifaltigkeit", der „Gottesmutter Maria", des „Nährvaters Joseph", der „Erzväter Abraham, Isaak und Jakob", der „weisen Könige David und Salomon", der „frommen Stammütter Sarah, Rahel, Thamar, Ruth, Rahab" und des Weibes des Urias, der zwölf Apostel mit Ausnahme des Judas, der Erzengel und Engel und jener unendlich großen Schar der „Heiligen", die fortwährend Zuwachs bekommen laut Bestätigung durch den „heiligen Stuhl" in Rom. Der Zweck der christlichen Himmelsvorstellung ist, bei den zumeist sehr geplagten christgläubigen Erdenbürgern die Sehnsucht nach einem „besseren Jenseits" zu wecken, damit sie im „Diesseits" williger den Weisungen der Pfaffheit zu folgen vermögen. Der „Himmel" ist das letzte Ziel aller christgläubigen Seelen, insbesonders aller „Armen im Geiste", die auf ihn eine besondere Anwartschaft haben, denn schon Christus soll zum reichen Jüngling gesagt haben, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher (des Geistes nämlich) in den Himmel kommt.

Die Himmelsvorstellung ist bei den Menschen so alt, wie ihr Denken über das Sein nach dem Tod. Die Priesterschaft aller Zeiten und Zonen malte ihren Gläubigen den „Himmel" in den sattesten Farben. Er ist

sozusagen der Inbegriff all dessen, was sich die Menschen in ihrem hiesigen Dasein nur — wünschen konnten oder was auf Erden ihre nur selten erreichte Sehnsucht war. Die alten Germanen[1]) suchten dort Kampf, Met und Walküren, die alten Griechen süßes Nichtstun in linder Luft und bei schönen Mädchen, die alten Römer etwas Ähnliches, die alten Ägypter einen Pfuhl von Üppigkeit usw. Die Mohammedaner von heute erwarten im Paradies ganze Bäche voll Honig und Wein nebst einer Unzahl von Houris, die Indianer Nordamerikas freuen sich auf die in ihrem Himmel befindlichen Büffelherden, die brahmanischen Inder auf die Erlösung vom qualvollen Kreislauf des Lebens. Die christliche Auffassung vom „Himmel" geht dahin, daß die in ihm befindlichen Seelen die „ewige Seligkeit" genießen, d. h. Gott von Angesicht zu Angesicht schauen dürfen, von allen Übeln befreit sind und in unsagbaren geheimnisvollen Freuden schwelgen, denn, so schrieb Paulus (I. 2, 9) an die Korinther: „... kein Auge (hat es) gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben." Paulus sagt in seinem zweiten Korintherbrief, daß es drei Himmel gibt, wir wissen auch, daß man, um in den „Himmel" zu gelangen, erdaufwärts steigen muß, aber sonst ist durch die „heilige Schrift" herzlich wenig vom „Himmel" bekannt. Dafür stellte das lateranische Konzil (1215) mit unfehlbarer Sicherheit fest, Himmel und Erde seien zugleich mit den Engeln am nämlichen Tag erschaffen worden, und zwar am ersten Schöpfungtag. Wo bis dorthin die „heilige Dreifaltigkeit" ihren Wohnsitz hatte, darüber gab das lateranische Konzil leider keine Auskunft. Nachdem wir auch sonst nirgends etwas besonderes vom „Himmel" erfahren, bleibt uns nichts anderes übrig, als uns an die Angaben zu halten, die von den Jesuiten, den erprobtesten Fachleuten auf diesem Gebiet, stammen. Sie müssen allerlei über den „Himmel" wissen, sie streben ja nicht nur darnach, sondern versenken sich auch in ihren vorgeschriebenen „Beschauungen" und

[1]) Die Gleichstellung der Begriffe „Walhall" und „Himmel" stimmt ebensowenig wie die des „Helreichs" und der „Hölle". Zudem darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die Gottschau unserer Ahnen lediglich in Mythen ihren Niederschlag fand, die sie in dichterischer Form kleideten, aber keinen Anspruch auf unbedingten Glauben stellten. Der Verlag.

„Betrachtungen" (siehe Erich und Mathilde Ludendorff, „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende") schon als Novizen mit allen Sinnen in die Freuden und Qualen des Jenseits. Außerdem stellen sie eine erstaunliche stattliche Schar von „Heiligen" und „Seligen", denn es wurden in der Zeit von 1546 bis 1811 nicht weniger als 165 Jesuiten heilig und selig gesprochen, wie die Jesuitenzeitschrift „Die Fahne Mariens" vom Nebelung 1936 mitteilte. Also nehmen wir einen Jesuiten als Gewährsmann, um zu hören, wie es im Himmel aussieht bzw. wie es den Heiligen und Seeligen dort oben ergeht. Darüber gab im Jahre 1931 der spanische Jesuit Henriquez, mit Bewilligung seines Ordensprovinzials, eine Schrift heraus, in der, lt. der Zeitschrift „Das freie Wort" vom 5. 10. 1901, unter anderem geschrieben steht:

„Jeder Heilige hat sein eigenes Haus im Himmel, und Jesus Christus selbst besitzt dort einen herrlichen Palast. Es gibt sehr breite Straßen und große Plätze und feste Häuser, die von Mauern umgeben und geschützt sind. Die Engel haben kein eigenes Domizil; für ihr Amüsement ist es besser, bald hieher, bald dorthin flanieren zu können. Die Straßen sind mit Rasenplätzen und Teppichen geschmückt und in die Wände der Häuser sind durch geschickte Skulpturen alle Neuigkeiten der Welt eingegraben. Ein hohes Vergnügen ist es dort, die Körper der Seligen zu umarmen und zu küssen (!). Es ist dort für angenehme Bäder Sorge getragen, worin die Seligen sich voreinander baden und wie die Fische schwimmen. Auch singen sie so schön wie die Lerchen und Nachtigallen. Die Frauen singen aber schöner als die Männer, damit diese um so mehr Vergnügen haben. Die Engel stecken sich in weibliche Kleider und erscheinen in solcher Vermummung den Seligen als Damen mit frisiertem Haar, gebauschten Röcken und in reichstem Anzug. Männer und Frauen ergötzen sich an Maskeraden, Gastmählern und Balletts (!!). Die Frauen stehen mit sehr langen Haaren zum seligen Leben auf und putzen sich auch im Himmel wie auf Erden mit Bändern

und Coiffüren. Und wie in diesem Leben, so küssen auch in jenem die Gatten sich und ihre Kinder."

Das klingt allerdings sehr verlockend, und man muß schon feststellen, daß der Jesuitenpater Henriquez allerhand vom Leben verstand! Er ist auch einer der wenigen „Gottesgelehrten", die sich in eine eingehende Schilderung des „Himmels" einlassen, die meisten befaßten sich mehr mit dem genauesten Beschreiben der Qualen der „Hölle". So reichhaltig die Literatur über die „Hölle" ist, so spärlich ist die über den „Himmel"! Wahrscheinlich wollte man den nach dem „Himmel" strebenden Gläubigen den persönlichen Geschmack nicht verderben, so daß sich jeder Christgläubige die Freuden des „Himmels" nach seiner Art ausmalen kann. Eine ziemlich greifbare Schilderung der „ewigen Glückseligkeit" aber gibt der schon mehrfach erwähnte „Christ-katholische Stadt- und Land-Katechismus" der katechetischen Bibliothek des akademischen Jesuitenkollegs in Graz, der darüber folgendes sagt:

„Frage: In was besteht die glückselige Ewigkeit?

Antwort: Der Seele nach im Anschauen Gottes und in der Liebe desselben, aus welchen entspringen wird alle erdenkliche Ergötzlichkeit und allzeit erfreulichstes Vergnügen, alle Weisheit und Wissenschaft mit einem Überfluß der immer zuwachsenden Freuden, und zwar solcher Freuden, welche auf Erden noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und kein Mensch sich einbilden kann: dem Leib nach aber, neben Freud und Ergötzlichkeit aller Gliedmaßen werden die fünf Sinne des Menschen erfüllet werden mit Wollüsten, ohne allen Verdruß, ohne Unlust, ohne Begnügung, ohne geringste Beschwernis. Es wird ein Heiliger im Himmel alles haben, was er wird verlangen, er wird auch alles haben, wie er es verlangen wird, und wird gewiß sein, daß er in Ewigkeit alles haben wird, was und wie er es wird wollen haben."

Wir haben uns erlaubt, die uns besonders wesentlich dünkenden Stellen dieser „Himmelsfreudenbeschreibungen" jesuitischer Prägung durch

Sperrdruck besonders hervorzuheben. Das muß man den Jesuiten lassen: in der Schilderung der Höllenqualen und Himmelsfreuden sind sie unerreicht! Auf alles denken und auf nichts vergessen sie! Wie nüchtern mutet dagegen die Schilderung jenes Predigers an, der nach einem Bericht der „Deutschen Wacht“ (Folge 30 von 1890) in der Wallfahrtkirche von Luschari im slowenischen Teil von Kärnten u. a. predigte:

„Ich sage euch und kann euch bestimmt versichern, wenn die Jungfrauen goldene Kronen im Himmel erhalten werden, werdet ihr, gläubige Christen, die ihr euch der slowenischen Zunge annehmt, im Himmel Kronen aus purem Silber erhalten und euch derselben freuen, denn die deutschen Sünder werden nur steinerne Kronen erhalten. Sträubet euch ihr gläubigen Slowenen, die ihr mit silbernen Kronen im Himmel bedacht seid, gegen die Freimaurer, die in euerem slowenischen Lande (!) deutsche Schulen errichten, die Glaubenslosigkeit lehren und euch und euere Kinder in die ewige Verderbnis, in die Hölle bringen wollen; sträubet euch gegen deutsche Schulen und unterstützet alles slowenische mit voller Kraft; ich versichere euch, so werdet ihr die schönsten Verdienste für das jenseitige Leben und für den Himmel erwerben.“

Es scheint überhaupt, als wären die Deutschen im „Himmel“ sehr in der Hinterhand. Im Jahre 1899 brachte nämlich ein gut katholisches Blatt in Trient (lt. „Bauernfreund“, Folge 26 von 1899) eine Zusammenstellung der in den letzten drei Jahrhunderten „heilig“ und „selig“ gesprochenen Personen. Der Volkszugehörigkeit nach waren:

28 „Heilige“,	48 „Selige“,	zusammen	. . . .	76 Italiener,
17 „	49 „	„	. . . .	66 Spanier,
1 „	35 „	„	. . . .	36 Portugiesen,
6 „	8 „	„	. . . .	14 Franzosen,
12 „	1 „	„	. . . .	13 Holländer,
4 „	1 „	„	. . . .	5 Belgier,
1 „	1 „	„	. . . .	2 Polen,
2 „	2 „	„	. . . .	4 Deutsche.

Man sieht, von Deutschland aus scheint es schwerer zu sein in den „Himmel" zu kommen, als von anderwärts! Etwa ist deshalb ein besonders findiger Kopf aus der römisch-katholischen Pfaffheit auf den Gedanken gekommen, so eine Art Fahrkarten in den Himmel — natürlich nicht umsonst — auszugeben. Tatsächlich wurden in den letzten Jahren, wie verschiedene Zeitungen schrieben, Kartons in Fahrkartenform verteilt, auf deren Vorderseite zu lesen stand:

„Billett
für die Reise in das Paradies.'

Abfahrt: zu jeder Stunde.

Ankunft: wann Gott will.

Preise der Plätze:

1. Klasse (Eilzug): Unschuld oder Martyrium oder Befolgung der evangelischen Räte (Armut, Keuschheit, Gehorsam).
2. Klasse (Direkter Zug): Buße, Gottvertrauen und treue Ausübung guter Werke (Beten, Fasten, Almosen geben).
3. Klasse (Gewöhnlicher Zug): Haltung der Gebote Gottes und der Kirche und Erfüllung der Standespflichten.
4. Klasse (Äußerst selten): Bekehrung auf dem Sterbebett."

Die Rückseite zeigte folgenden Text:

„Retourbilletts werden nicht ausgegeben.

Vergnügungszüge gehen nicht ab.

Jedes Billett muß den Stempel der heiligmachenden Gnade tragen.

Die Passagiere werden gebeten, kein anderes Gepäck mitzunehmen als gute Werke, wenn sie nicht den Zug versäumen oder auf der vorletzten Station — Fegefeuer —, wo jedes Gepäck abgelegt werden muß, einen unliebsamen Aufenthalt haben wollen usw."

Nun darf man nicht meinen, dieses „Himmelsbillett" stünde vereinzelt da als geistiges Produkt irgend eines übergeschnappten römisch-katholischen Pfiffikus. Nein, es wurde ja auch eine Art „Fahrplan in den Himmel" erstellt und veröffentlicht, als erster Teil des schon gebrachten „Fahrplans zur Hölle". In der „Reichenhaller-Berchtesgadener

Kath. Kirchenzeitung" vom 16. 8. 1931 stand er zu lesen unter der Überschrift: „Allgemein giltiger Fahrplan für beide Richtungen". Dieser außerordentlich lehrreiche „Fahrplan" tat kund:

„Richtung Himmelreich.

Abfahrt der Züge: zu jeder Stunde.

Ankunft: weiß Gott allein.

Fahrpreise: 1. Klasse: Unschuld und Opfer, 2. Klasse: Buße und Gott-Vertrauen, 3. Klasse: Reue und Geduld.

Anmerkung:

1. Rückreisekarten gibt es nicht.
2. Luxuszüge verkehren auf dieser Linie nicht.
3. Kinder unter 7 Jahren haben freie Fahrt, wenn sie in Begleitung ihrer Mutter, der katholischen Kirche, reisen.
4. Die Vertreter und Angestellten dieser Züge genießen keine Preisermäßigung, erhalten aber für treue Pflichterfüllung entsprechende Aufbesserung.
5. Es ist nicht erlaubt, Reisegepäck mitzuführen, wohl aber gute Werke in großer Anzahl, da Sparsamkeit in diesem Punkte unliebsamen Aufenthalt verursacht, der fahrlässigen Reisenden teuer zu stehen kommt.
6. Auf allen Stationen werden Reisende zugelassen, gleichviel welcher Herkunft sie auch sein mögen, jedoch wird der mit einem römischen Kreuz abgestempelte Reisepaß — der auf dieser Linie unerläßlich ist — genau geprüft.
7. Fahrscheinausgabe (Beichtstuhl) ist jederzeit geöffnet. Wem die Fahrkarte abhanden kam, soll unverzüglich eine neue ausstellen lassen und kann sie am vorerwähnten Hauptschalter zu den bekannten Bedingungen erhalten."

Man sieht, sogar in der witzig scheinenden Form steckt „katholische Aktion", verbunden mit der üblichen Überheblichkeit und dem bewährten Geschäftssinn! Nach Punkt 3 haben Kinder nur dann „freie Fahrt" in den „Himmel", wenn sie römisch-katholisch sind, nach Punkt 4 verspricht sich die Pfaffheit im „Himmel" eine „Aufbesse-

rung"! Im Punkt 6 wird ausdrücklich betont, daß nur römisch-katholische Christen den Zug „Richtung Himmelreich" besteigen können, Punkt 7 spricht nicht unzutreffend über den „Fahrschein", der ausgegeben wird im römisch-katholischen Beichtstuhl. Nur scheint uns, daß dieser „Fahrschein" in den meisten Fällen viel mehr irdisches Geld kostet, als die versprochene Himmels-Fahrt wert ist! Jedenfalls ist dies sicher der Fall bei den verschiedenen „Aktien", die hier und dort von der stets geldbedürftigen Pfaffheit an die „lieben Christgläubigen" ausgegeben werden. Hievon nachstehend ein Beispiel:

„Aktie auf das Himmelreich

Name . . . . ,
Gibt . . . . RM. . . . . . . Pfg.
zum Bau der Herz-Jesu-Kirche im Westen der Stadt Regensburg.

Diese Aktie ist zahlbar in der Ewigkeit beim göttlichen Herzen Jesu; während des Lebens wird als jährliche Zinsenrente die Teilnahme an den heiligen Meßopfern und Gebeten, die in dieser Kirche dargebracht werden, garantiert.

Regensburg, im Herz-Jesu-Monat 1918.

Katholischer Kirchenbauverein Herz-Jesu
Stadtpfarrer Thomas Braun,
1. Vorstand."

So wird's gemacht! Und wenn es schon „Aktien auf das Himmelreich" gibt, warum soll es dann nicht auch, natürlich nur in ganz verläßlichen Kirchenblättern, Inserate ins Himmelreich geben? Unzählig sind diese als „Danksagungen" aufgegebenen und abgedruckten Inserate an den „Himmel" in den verschiedentlichen Kongregationblättchen, sie sind aber auch zu finden in regelrechten Zeitungen neben Kaufgesuchen und Wohnungangeboten. So brachte z. B. die in Gleiwitz erscheinende „Oberschlesische Volksstimme" in ihrer Folge vom 2. 10. 1936 (!) gleich hintereinander die drei folgenden Inserate:

„Herzl. Dank
für erhörte Bitte der Mutter Gottes v. d. immerwähr. Hilfe, d. hl. Judas Thaddäus und hl. Theresia v. Kinde Jesu.
Fr. Pinulla.

*

Dank
dem hlst. Herzen Jesu, d. Mutter v. d. immerwähr. Hilfe u. d. heilg. Judas Thaddäus f. erhörte Bitte.
F. H.

*

Herzl. Dank
d. hl. Antonius u. Bitte um weitere Hilfe. G. J."

*

Natürlich ist auch diese Art des Verkehrs mit dem „Himmel" ein Teil der katholischen Aktion, die in ihrem Endziel darauf hinausläuft, den Geist der Menschheit wieder zurückzuschrauben in die katholische „Romantik und Mystik" des Mittelalters. Sonst haben, nebst dem Gelderwerb laut Inseratenbrief, diese absonderlichen Danksagungen ja keinen Sinn, denn auch der am meisten „induziert Irre" der „Himmelsinserenten" wird sich doch nicht einbilden, daß im „Himmel" die „Oberschlesische Volksstimme" aufliegt oder daß z. B. der „hl. Judas Thaddäus" die an ihn gerichtete Danksagung zur Kenntnis bekommt, zumal nicht einmal die Evangelienschreiber mit Sicherheit sagen konnten, ob dieser „Apostel" Judas Thaddäus oder Lebbäus Thaddäus (Matth. 10, 3, Lukas 16, 15 und Markus 3, 18) geheißen hat, falls er, was noch zweifelhafter ist, überhaupt jemals gelebt hat.

Schwer ist es, nach Auffassung der römisch-katholischen Kirche, in den „Himmel" zu kommen, wenn man nicht die „Gnade" hat, noch rechtzeitig im Beichtstuhl den „Fahrschein" hiefür zu bekommen. Vielen römisch-katholischen Menschen ist dieses „Glück" durch irgend einen Zufall versagt, anderen wieder fällt es von selbst in den Schoß. So z. B. dem Massenmörder Peter Kürten aus Düsseldorf, der gegen vierzig Menschen umbrachte, angesichts des schon bereitgestellten Richtblocks seine Sünden „aufrichtig bereute", in den letzten Stunden seines Lebens

zur Beichte und Kommunion ging und dadurch — nach römisch-katholischer Auffassung — schnurstracks in den „Himmel" kam, denn er hatte ja „bereut" und war durch den Sakramentsempfang der jenseitigen Folgen seiner Untaten ledig geworden! Hingegen haben — nach römisch-katholischer Auffassung — jene unzählbaren Katholiken, die ein zweifelfrei anständiges Leben führen, aber sich z. B. nicht an das freitägliche Fastengebot halten und ihre „letzte Beichte" versäumen, keine wie immer geartete Anwartschaft auf den „Himmel", sie müssen allesamt in die — Hölle! Auch die kleinen Kinder, die ungetauft sterben, werden nicht teilhaftig der Freuden des „Himmels", sie kommen in den „Limbus infantum", einen Ort zunächst der Hölle, wo sie wohl nicht leiden, aber auch keine Freuden genießen. Dieser „Glaubenssatz" trieb im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts einen besonders glaubensstarken Mediziner in Innsbruck zu einer solch' großen Erbarmnis mit den Seelen der ungetauft im Mutterleib sterbenden Kinder, daß er nach einem Mittel sann, diese „Seelen" für den „Himmel" zu retten! Seinem „Forschungeifer" gelang es, ein solches Mittel zu finden und er gab es der aufhorchenden christkatholischen Mitwelt in der Linzer „theologisch-praktischen Quartalschrift" (2. Heft 1908. 317 ff.) kund unter dem Titel:

„. . . die Taufe im Mutterleib mittels der Hohlnadel, eine neue Methode, auf einfache Weise ein Kind im Mutterleib in utero giltig zu taufen . . ."

Dieser himmelerobernde Mediziner ließ in der genannten Zeitschrift u. a. wörtlich verlauten: „. . . Die Arbeit verfolgt den Zweck, einer großen Gnadenquelle der katholischen Kirche noch mehr Zugang zu verschaffen, als dies bisher möglich war . . . Mittels der Hohlnadel kann nun von der Mitte der Schwangerschaft an jedes im Mutterleib in Lebensgefahr schwebende Kind gültig getauft werden, was gegenüber den ganz unzulänglichen Nottaufverfahren, wie sie bisher bei Föten in nur sehr beschränktem Maße geübt werden konnten, einen großen Fortschritt bedeutet, indem jetzt zahlreichen Kindern in utero die Taufgnade zugewendet werden kann, die sonst ohne Taufe zugrunde gehen müßten . . .

Die Prozedur besteht in nichts anderem, als daß eine dünne Hohlnadel

durch die vordere Bauchwand der Mutter eingestochen und bis zum Fötuskopfe vorgeschoben wird."

Nun aber genug! So lockend der „Himmel" verschiedenen Menschen auch scheinen mag, angesichts solcher Hilfemittel zur Vermehrung der Himmelsinsassen erfaßt uns wiederum das *Grauen*! Wie „*arm an Geist*" ist eine Religion, die einen Raum bietet für solche Verirrungen menschlichen Denkens und Handelns! Nein, uns gelüstet nicht nach dem „Himmel" der „Erzväter Abraham, Isaak und Jakob", wir wollen nicht schauen die „frommen Stammütter", uns kann die lockende Schilderung des Jesuiten Henriquez nicht einnehmen, wir *kaufen* uns keinen „Fahrschein" und keine „Aktien", wir verzichten auf einen „Himmel" der „reuige" Scheusale und mittels Hohlnadeln getaufte Föten birgt! *Wir wollen in starkem Verantwortunggefühl gegen uns selbst und das eigene Volk durch das Leben gehen* um manchmal Göttliches, d. h. den Himmel in uns selbst zu erleben!

Die „Muttergottes“ erscheint . . .

„Christus ging einmal im Himmel spazieren und schaute sich die Leute an, die sich im Himmel befinden; da fand er denn auch einen *Sünder*; er geht weiter und trifft wieder *mehrere Sünder*; er geht zum Himmelspförtner, dem heiligen Petrus, und fragt ihn, wie er diese Leute in den Himmel hereinlassen konnte; Petrus antwortete: ‚Das ist nicht meine Schuld! Die *Muttergottes* hat sie hereingelassen, die Muttergottes hat nämlich ein kleines *Hinterthürl* im Himmel und durch dieses *Hinterthürl* hat sie die *Leute hereingelassen*.‘“

„Linzer Volksblatt“ Folge 245 vom Jahre 1886.

Ah, da schau her, die „Muttergottes“ hat, wie das Kreuzköpfel vom einwandfrei gut römisch-katholischen „Linzer Volksblatt“ feststellte, ein Hinterthürl im Himmel, durch das sie ihr genehme Sünder hineinläßt! Man lache nicht ob solcher Albernheit, denn der etwas einfältige Schreiber der obigen Säße im „Linzer Volksblatt“ meint ja nichts anderes, als die „hochgelehrten“ Jesuiten und mit ihnen das andere Ordensvolk ständig behaupten, daß nämlich die „Muttergottes Maria“ im Himmel eine ganz gottähnliche Stellung bekleidet. Warum soll sie da nicht ein besonderes „Hinterthürl“ haben? Der geistige Ausguß des Schreibers vom „Linzer Volksblatt“ ist zwar eine etwas absonderliche Äußerung des Marienkults, aber er paßt ganz gut in denselben hinein. Er ist eigentlich ziemlich harmlos gegenüber der Brünstigkeit, mit der man mancherorts den Marienkult treibt! Warum dies geschieht? Die Antwort auf diese Frage ist leicht gegeben: er dient der römisch-katholischen Pfaffheit zur Stärkung der Macht und zur Füllung der unergründlich tiefen Geldbeutel! Der schon oft genug aufgezeigte Schwindel mit den verschiedenen „Gnaden“orten und „Marienerscheinungen“ gibt hiefür hundertfache Beweise.

Als der Schreiber dieser Zeilen in den ersten Hosen ging, stand z. B.

der Lourdes-Fimmel am Höhepunkt seiner Betätigung. Das Geschäft mit dem angeblich durch die „Erscheinung“ Mariens in Lourdes geheiligten und dadurch „wundertätigen“ Wasser hatte ganz großzügige Formen angenommen. Die Kapuziner scheinen bei uns das Vorrecht gehabt zu haben, das „echte Lourdeswasser“ an die vielen darnach verlangenden „Armen im Geist“ zu verkaufen, und sie machten dabei ein gutes Geschäft, denn sie verbrauchten viele Fässer davon. In den katholischen Zeitungen und besonders in den vielen marianischen Kongregationblättchen wurden „Wunder“ über „Wunder“ aus Lourdes berichtet. Also konnte es kommen, daß im Jahre 1887, nach einem Bericht des „Österreichischen Bauernfreund“ vom 26. 11. 1887 ein klerikales Salzburger Blatt schreiben konnte,

daß man das schwere Halsleiden des Deutschen Kronprinzen Friedrich sehr leicht heilen könnte, wenn er Katholik wäre und das Lourdeswasser gebrauchen würde.

Aus dieser geradezu urdummen für alle Zeit schriftlich festgelegten Behauptung mag man ersehen, wie skrupellos die römisch-katholische Pfaffheit in der Wahl ihrer Mittel war, um das großartige Geschäft mit dem „heiligen Wasser von Lourdes“ so richtig ins Rollen zu bringen. Freilich hatte sie dabei einen ganz gewaltigen Kampf gegen den sich in aller Welt denn doch regenden gesunden Menschenverstand zu führen, aber sie war mit der Dummheit verbündet und siegte deshalb auf allen Linien. Schon in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts war Lourdes ein weltberühmter „Gnaden“- und Wallfahrtort, mit mächtigen Kirchen und riesigen Hotels, die sich „zum Erlöser“, zum „Herzen Jesu“ usw. benannten. Und die Bäckerjungen liefen tagtäglich von Straße zu Straße mit dem lauten Geschrei: „Kauft Brot, in der hochheiligen Grotte geweiht!“ Auch heute lebt der Ruhm von Maria-Lourdes in der ganzen römisch-katholischen Welt, wiewohl alle nicht „induziert Irren“ es wissen, daß die ganze Wundergeschichte von Lourdes ein ausgebackener Schwindel ist.

Ehe wir uns eingehender mit dem Schwindel von Lourdes befassen, wollen wir die Entwicklung des römisch-katholischen Marienkultes ein wenig betrachten. Er ist eigentlich gar nicht so alt, als man meinen

möchte. Zur Zeit, als Maria mit ihrem „göttlichen Sohn" nach den Berichten der Evangelien gelebt haben soll, muß das Ansehen der „Muttergottes" nicht besonders groß gewesen sein, denn selbst ihr Sohn behandelte sie, wenn wir den Evangeliumschreibern glauben dürfen, mit sehr wenig Hochachtung. Das eine Mal, als sie mit ihm zu reden verlangte, ließ er sie vor der Türe stehen (Matthäus 12, 46—50), ein anderesmal wies er ein Lob zurück, das man ihr zollte (Lukas 11, 27—28), und schließlich fragte er sie bei der berühmten Hochzeit zu Kana, was sie meine, daß er mit ihr zu schaffen hätte (Johannes 2, 3—4). Von ihrer „jungfräulichen Empfängnis" wissen nur die Evangeliumschreiber Matthäus und Lukas zu berichten, Johannes deutet sie nur vorsichtig an, während Markus davon noch nichts weiß. Die „Nachfolger der Apostel" schlugen sich natürlich auf die Seite der Unvernunft, was aber nicht hinderte oder etwa die Ursache war, daß Jahrhundertelang innerhalb des Christentums ein heftiger Streit darüber tobte, ob Maria wirklich empfangen und geboren hatte, ohne ihre Jungfrauschaft zu verlieren. Schließlich behalf man sich auf römisch-katholischer Seite mit der „Feststellung", Maria wäre, als einziges menschliches Wesen aller Zeiten und Zonen, nicht „befleckt" gewesen von der bösen Begierde im Gefolge der „Erbsünde". Ob sie nun Jesus vom „Heiligen Geist" empfing oder von ihrem anderen leiblichen Gemahl namens Joseph auch andere Kinder hatte, darüber streitet sich heute noch die gläubige Christenheit. Die Protestanten halten sich da an die bekannte Stelle bei Matthäus 13, 55—56, die ausdrücklich von seiner leiblichen Verwandtschaft, von Brüdern und Schwestern, spricht, während die Katholiken der Meinung sind, sie hätte einzig und allein Jesus vom „Heiligen Geist" empfangen, ihn die üblichen neun Monate unter dem Herzen getragen, hätte sodann jungfräulich geboren und mit ihrem Mann Joseph weiterhin in jungfräulicher Ehe gelebt. Behauptung steht hier gegen Behauptung, Beweis gibt es weder für das eine, noch für das andere. Den Stein brachte aber schon der zweifellos sehr gescheite und darum nach Ägypten verbannte Bischof Nestorius von Konstantinopel ins Rollen, der schon um 428 zu behaupten wagte, man könne Maria nicht als die „Muttergottes" bezeichnen, weil sie ja nur die Mutter Jesu nach seiner leiblichen Natur

war. Die große Kirchenversammlung von Ephesus (431) entsetzte ihn deswegen seines Amtes und beschloß höchst feierlich, daß Maria von Nazareth den Titel „Muttergottes" führen könne. Die gebetsmäßige Marienverehrung wurde aber erst so richtig in Schwung gebracht, als Papst Gregor der „Große" (gest. 604) einstmals bei einer Pestprozession in Rom ein angeblich vom Evangelienschreiber Lukas gemaltes Marienbild durch die Straßen tragen ließ, wobei ein ganzer Chor von Engeln über der Engelsburg erschienen sei und gesungen haben soll: „Regina coeli", d. h. „Königin des Himmels". Der Kult baute sich aus, wurde von der Pfaffheit lebhaft gefördert und fand schließlich durch die Jesuiten eine geradezu unglaubliche Steigerung. Mit welchen Mitteln die Jesuiten da „arbeiten", mag eine kleine Geschichte zeigen, die wir dem schon mehrmals genannten „Stadt- und Land-Katechismus" (1723) entnehmen:

„Als in Holland in der Stadt Asparei eine schwangere Frau in den Kindesbanden lag, sind ihre Freundinnen und Nachbarinnen ihr zugeloffen, da es aber mit der Geburt hart anstund und die größte Todesgefahr zu befürchten war, hat eine aus den umstehenden Weibern sie wohlmeinend ermahnt, sie sollte Maria, die Gebärerin Gottes, um Hilfe und Beistand anrufen nach löblichem Gebrauch anderer Weiber, sie werde hoffentlich auch erhört werden usw., usw. Es sagt die in Kindesnöten liegende Frau, so der Wiedertäufersekte zugetan war: ‚Sollte ich um Hilf anrufen selbe Boos oder Kosel?' Was geschah? Gleich auf diese Schmach erscheint auch Gottes Rache, denn sie gebärt, als ein Kosel, etwelche kohlschwarze tote Schweinlein. Wie es erzählt Dr. Wilhelmus Lindanus in Apologetico 2. Religionis Catholicae cap II. und Mag. Speculum Exemplorum V. Maria Exemp. 51. lese auch Exempel 50 dort. Merkt euch das nur alle, besonders ihr Neugläubige, unter welchen oft auch einige so unchristlich von Maria plaudern."

Noch handgreiflicher ge—dichtete Geschichten über die „Gottesmutter Maria" brachte der be—rühmte Moraltheologe und Doktor der „Heiligen Schrift" Alphonso Liguori. Er tat des Guten so viel, daß in den englischen und Deutschen Übersetzungen seines Werkes „Gloria

Maria" die anstößigsten Stellen weggelassen werden mußten und der „Mainzer Katholik" noch im Jahre 1843 die Verbreitung dieses Werkes mißbilligte, weil es „einzelne, fast albern zu nennende Geschichten enthält". Aber die Jesuiten hatten sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, aus Maria eine Göttin zu machen und so kam es denn am 8. 12. 1854 zur feierlichen Verkündigung des Dogmas von der „unbefleckten Empfängnis Mariens". Und als darüber auch viele Katholiken sich empörten, siehe da: es stellte sich prompt das zur Bestätigung nötige „Wunder" ein: am 11. 2. 1858 „erschien" in einer Felsengrotte bei Lourdes in Frankreich der vierzehnjährigen Bernadette Soubirous die „Muttergottes Maria" und gab bekannt, daß sie wirklich die „unbefleckte Empfängnis" sei. Vier Tage darauf „entsprang" die zu jeder „Muttergotteserscheinung" größeren Stils gehörige wundertätige Quelle. Und nun wollen wir hören, wie sich dieses „Wunder" begab.

Wir halten uns in der Darstellung des „Wunders" von Lourdes nicht etwa an die Schilderung einer „ungläubigen" Schrift, sondern an die der dem Reformkatholizismus dienenden Zeitschrift „Das XX. Jahrhundert", die namhafte Gelehrte zu ihren Mitarbeitern zählte. Diese Zeitschrift befaßte sich in ihrer Folge 38, Jahrgang 1908, Seite 365, mit dem „Wunder" von Lourdes und berichtete, daß seinerzeit im „Chrétien français", d. i. im „Französischer Christ" der Vorgang bei der „Muttergotteserscheinung" in Lourdes wie folgt sich abgespielt hat:

> „Ein französischer Offizier hatte am 11. 2. 1858 in der Grotte nächst dem Ort Lourdes ein Stelldichein mit der Frau eines in Lourdes ansässigen Friseurs. Das Liebespaar wurde von der kleinen Bernadette Soubirous in der Grotte überrascht. Der Offizier zog sich in den rückwärtigen, finsteren Teil der Grotte zurück, während die Friseursgattin, wahrscheinlich um das einfältige Mädchen einzuschüchtern, ihr blaues Überkleid schnell über den weißen Unterrock warf, sich dem Mädchen entgegenstellte und ihm sagte, sie sei die Jungfrau Maria."

Jahre vergingen, die Friseursgattin starb, der Offizier wurde alt. Vor seinem Tod erzählte der Offizier die ganze Geschichte offen und ehrlich.

Diese wurde vom „Chrétien français“ abgedruckt nebst der Feststellung, der Offizier hätte den seinerzeitigen frommen Betrug auch einem Richter gestanden, übrigens sei die Geschichte bei den Grenzoffizieren allgemein bekannt. So berichtete es die schon genannte Folge der Zeitschrift „Das XX. Jahrhundert“. Dann befanden sich um die Jahrhundertwende noch manche Leute in Lourdes, die um den tatsächlichen Vorgang des „Wunders“ noch wußten, auch waren die Namen der Beteiligten durchaus kein Geheimnis, man hütete sich aber, aus „Geschäftsrücksichten“, von diesem Wissen besonderen Gebrauch zu machen. Aber auch dann, wenn sich das „Wunder“ in der Grotte nicht ereignet hätte, wäre Lourdes doch zu einem „Gnaden“ort geworden, das heißt, man hätte eben ein „Wunder“ herbeigeführt! Daß ein solches tatsächlich vorbereitet war und sicher auch „eingetroffen“ wäre, wenn sich nicht die „Erscheinung vor der Bernadette als brauchbar erwiesen hätte, beweist ein Schreiben vom 28. Dezember 1857 des Oberstaatsanwaltes von Pau an den Staatsanwalt von Lourdes, in dem es heißt:

„Es ist mir berichtet worden, daß sich Kundgebungen vorbereiten, die einen übernatürlichen Charakter vorgeben und das Aussehen eines Wunders annehmen sollen. Ich bitte Sie, dafür zu sorgen, daß diese Kundgebungen scharf überwacht werden. Ich muß alle Einzelheiten kennen, um zu wissen, welche Artikel des Strafgesetzbuches in Anspruch zu nehmen sind.“

Dieser Brief ist kurze Zeit vor der „Erscheinung“ in der Grotte von Lourdes geschrieben worden und beweist, daß man einfach früher oder später in Lourdes ein „Wunder“ haben mußte! Die „Gnaden“quelle von Salette hatte nämlich großartige Geschäfte gemacht und man sah in den geistlichen Kreisen in Lourdes nicht ein, warum man das Beispiel von Salette nicht nachahmen sollte. Das eifrige Bestreben, eine „Erscheinung“ der „Muttergottes“ feststellen zu können, hatte aber noch einen anderen und tieferen Grund! Vier Jahre zuvor war in Rom das Dogma der „unbefleckten Empfängnis“ verkündet und damit allen römisch-katholischen Christen dies zu glauben befohlen worden! Nun hatte aber die Mehrzahl der französischen Bischöfe mit diesem Dogma sehr wenig Freude und auch in der Laienschaft fand es fast gar keinen

Anklang. Um nun die „unbefleckte Empfängnis“ mehr „populär“ zu machen und den Widerstand gegen dieses unsinnige Dogma zu brechen, mußte eben eine „persönliche Erscheinung der Jungfrau Maria“ in die Wege geleitet werden. Der Zufall kam zu Hilfe, ein einfältiges Mädchen war da, ebenso eine Quelle, die allerdings vor der „Erscheinung“ mit Brunnenkresse und Lattich verdeckt war und erst bloßgelegt werden mußte, damit sie als stärkster Beweis für das „Wunder“ zur Geltung gebracht werden konnte. Freilich mußte man der Quelle, als der Massenbetrieb einsetzte, ein wenig nachhelfen, indem man eine Wasserleitung zum Fluß Gave legte, was ja weiter kein Kunststück war. Das Bestehen einer solchen Wasserleitung wird zwar immer bestritten, die chemische Untersuchung des „wundertätigen Lourdeswassers“ ergab aber einwandfrei, daß das Wasser der „Gnaden“quelle mit dem der Gave ganz gleich ist, während alle übrigen in der Nähe befindlichen Gewässer eine größere oder geringere chemische Verschiedenheit der Zusammensetzung aufweisen. Übrigens hat schon vor vielen Jahren ein Ingenieur einen Preis von 30000 Francs für denjenigen gestiftet, der den Nachweis erbringen kann, daß eine Zuleitung des Wassers der Gave zur „Gnaden“quelle nicht besteht, und es hat sich bis jetzt noch niemand gefunden, der die immerhin beträchtliche Summe behoben hätte. Und so wandern denn alljährlich Millionen von Flaschen des „wundertätigen Lourdeswassers“ in die Welt und Millionen von Francs wandern nach Lourdes!

Eigentlich ging es in Lourdes weniger um das „heilige“ Wasser, als um das noch heiligere Geld. Dies zeigte sich gleich am Anbeginn des Betriebes, denn es entbrannte bald unter der Geistlichkeit ein heftiger Kampf um das Recht der Ausbeutung der „Gnaden“quelle, wobei noch dazu unzählige Prozesse geführt wurden. Zuerst hatte der Pfarrer von Lourdes, als Begründer des „Geschäftes“, allein den Gewinn, er wurde aber bald von einer Kongregation niederkonkurriert, die das ertragreiche Unternehmen an sich riß. Der Pfarrer verarmte, während das „heilige“ Geschäft bereits Millionen abwarf. Da sich die verschiedenen Kongregationen untereinander um den Besitz der Quelle stritten, machte der Bischof von Tarbes, in dessen Sprengel der „Gnaden“ort Lourdes

liegt, endlich kurzen Prozeß und nahm den Betrieb einfach in den Besitz des Bistums. Die Verwaltung wurde den ungemein gerissenen Assumptionisten übertragen, die nun schon seit vielen Jahrzehnten die Taschen der wundergläubigen Pilger und Wasserkäufer nach allen Regeln der Kunst ausplündern. Wohl nirgends in der Welt tritt die Verquickung von Glaube und Geld in so sinnfällige Erscheinung, wie im „Gnadenort Maria Lourdes". Manchmal dreht es sogar gutgläubigen Katholiken ob diesem Geschäftskatholizismus den Magen um. So schrieb ein katholischer Arzt in der Salzburger „Kath. Kirchenzeitung" am 21. und 23. 9. 1909 in einer Abhandlung über die „Lourdes-Pilgerfahrten" u. a. folgendes:

„Ein Umstand aber darf und soll nicht unerwähnt und unbestritten bleiben — ich meine den Skandal, die höchsten und heiligsten Güter und Namen unserer Religion zu verunglimpfen dadurch, daß man sie in Beziehung bringt zu den Herbergen des Pilgerortes. Hier nur eine Blumenlese: Hôtel Jésus et Marie, Hôtel du St. Sacrement, Hôtel du Sacré Coeur, Hôtel du St. Sauveur. Das mag echt französischen haut-goût haben; nach unseren einfachen, deutschen Begriffen grenzt es an Blasphemie besonders, wenn man noch weiß, daß die Ausbeutung dieser Namen zum größten Teil von Leuten geschieht, die vom Stamme Sem kaum allzuweit entfernt sein dürften oder welche mit Fug und Recht und ohne Anmaßung die bekannten drei Punkte vor ihren Namen zu setzen berechtigt wären. Das soll übrigens auch bei der übergroßen Zahl der Devotionalienhändler zutreffen . . . Auf diese Weise verschandelt man nach und nach das keusche Empfinden eines Volkes. Was es gestern aus frommer Inbrunst und nur aus dem Gefühl heraus tat, wird von Jahr zu Jahr mehr Spekulation und sinkt zum Geschäftskatholizismus herab, zur Einnahmequelle, mit der in erster Linie Wirt, Krämer, Metzger und Bäcker rechnen."

Ganz richtig! Aber Wirte, Krämer, Metzger und Bäcker üben ihren Beruf nicht „im Namen Gottes" aus, sondern um des Erwerbes willen und sie müssen, um verdienen zu können, wenigstens etwas arbeiten! Die Hauptnutznießer des Lourdes-Schwindels jedoch, die faulen

Mönche, lassen einfach das durch die Gave gespeiste Wasser der für sie wirklich „wundertätigen" Quelle rinnen und heimsen dafür unglaublich hohe Summen ein! Sie sind es auch, die den Wunderglauben fortgesetzt nähren und den Schwindel ins Ungemessene zu treiben versuchen! Wie es übrigens mit den in die Welt hinausposaunten „Heilerfolgen" in Lourdes aussieht, wurde schon oft erörtert. Allerdings sind Ärzte tätig im sog. Wunderkonstatierung-Büro, aber diese sind selbstverständlich verläßlich klerikal und haben auch nichts anderes zu tun, als die erzielten „Heilerfolge" zu „beglaubigen". Es handelt sich ohnehin meist um krankhafte Gemütsbewegungen, um hysterische oder nervöse Leiden, bei denen nachgewiesenermaßen von „ungläubigen" Ärzten durch sachgemäße Behandlung viel bessere Heilung erzielt wird, als durch das „heilige" Wasser der Gave! Auffallend ist, daß Lourdes besonders stark vom weiblichen Geschlecht besucht wird und sich die „Heilerfolge" zumeist auf Nonnen und andere Klosterangehörige erstrecken! Dafür verschweigen die Berichte, wieviele Personen sich in Lourdes eine Krankheit geholt haben oder gar dort gestorben sind! Hingegen werden die spärlichen und zumeist in der Einbildung vorkommenden „Heilungen" in der marktschreierischesten Weise aufgebauscht und dabei nach Noten geschwindelt! So hat im großen Lourdes-Prozeß in München (1909) ein Zeuge ausgesagt, daß die angeblich durch das Lourdes-Wasser geheilte Madame Rouchel in der Lourdesliteratur dreimal von der falschen, nämlich von der gesunden Seite photographiert erscheint!

In diesem aufsehenerregenden Prozeß, den Dr. Augner gegen den Schriftleiter Fiege mit Erfolg führte, obwohl in Kirchen für einen „guten" Ausgang des Prozesses gebetet wurde, gab Dr. Markuse als Sachverständiger im offenen Gerichtssaal folgendes Gutachten ab:

„Wenn in der Lourdesliteratur von wunderbaren Heilungen von schweren, chronischen Erkrankungen berichtet wird, so ist das eine bewußte Irreführung, und es besteht die Notwendigkeit, allen diesen bewußten Irreführungen, ihren Interpreten und Hintermännern mit aller Kraft und Schärfe entgegen zu treten."

Lourdes wäre vielleicht nie das geworden, was es heute ist, wenn die dortigen Wassermönche es nicht verstanden hätten, den *Vatikan* für ihren „Gnaden"ort sehr zu interessieren. Abgesehen davon, daß Lourdes viel zum Kult der „unbefleckten Empfängnis" beigetragen hat, wurde der Vatikan auch *geldlich* am Wasserschwindel beteiligt. Lange sträubte sich Papst *Leo* XIII., die Lourdeslitanei in das römische Brevier aufzunehmen, aber schließlich gab er doch nach, als man die Zweifel des „Heiligen Vaters" *durch Zahlung von vier Millionen Francs*, in vier Jahresraten entrichtbar, zu beschwichtigen verstand! Außerdem wurden dem Vatikan alljährlich riesige Summen zu *Propagandazwecken* geschickt, und der französische Klerus führte seinen heftigen Kampf gegen die Laisierung in der Hauptsache mit Geldern aus Lourdes! Dabei waren die Wassermönche von Lourdes so gerissen, ihre Besitzungen in Lourdes *grundbuchmäßig* auf einen *britischen Strohmann*, den Herzog von *Norfolk*, übertragen zu lassen, um einen etwaigen Konflikt mit dem Staat zu einem solchen mit — England zu machen! Aber es kam nicht so weit, und heute noch plätschert, auch im *verjudeten* Frankreich, die „Wunderquelle von Lourdes", gespeist vom Wasser der Gave und erhalten von der Dummheit der Masse der römisch-katholischen Christenheit! Nach wie vor wird zeitweise von allen möglichen „Heilerfolgen" berichtet, *daß aber einem Lourdespilger einmal ein verlorenes Bein nachgewachsen wäre* — ein wirkliches Wunder —, davon hat man noch nicht gehört und wird auch nie etwas hören. Dies tut aber dem Geschäftskatholizismus von Lourdes keinen Abbruch, sehr zum Neid vieler anderer Orte, die nicht das Glück hatten, aus einer „sündigen" Liebesgeschichte einen „heiligen Gnadenort" erwachsen zu sehen. Wie sehr übrigens die Eifersucht auf die — *Einnahmen* der Wallfahrtorte sich mancherorts auswirkt, das sei gezeigt an dem Beispiel des „wundertätigen Marienbildes" von *Weißenstein* in *Tirol*. Einem Zeitungbericht aus dem Jahre 1885 entnehmen wir darüber das Folgende:

„Als einer der ersten Wallfahrtsorte im Lande gilt im frommen Glauben des Tirolervolkes das hochgelegene Kloster *Weißenstein*, oberhalb *Leifers* im oberen Etschtal. Dort hatte um die Mitte des

sechzehnten Jahrhunderts ein alter Bauersmann, namens Leonhard der Weißensteiner, eine kleine Madonnenstatue aus Marmor gefunden, deren Ruf als wundertätiges Gnadenbild sich nach „der alten Beschreibung" des Wallfahrtsortes bald so sehr verbreitete, daß man aus milden Beiträgen zuerst eine Kapelle und schließlich ein ganzes Kloster mit geräumiger Kirche erbaute, in welcher auch fürderhin der von den Patres Serviten ausgestellte Opferstock stets reichliche Gaben von den frommen Pilgern erhielt. Da kam jedoch Kaiser Josefs II. Regierung dazwischen, und nun mußten auch die schon zu ansehnlichem Wohlstand gelangten Mönche von Weißenstein den einträglichen Wallfahrtsort verlassen, und gleichzeitig wurde im Jahre 1787 das Marienbild über Anordnung des Bischofs aus dem aufgehobenen Kloster in Weißenstein in die Kuratiekirche nach Leifers übertragen, wo es sich heute noch auf dem Hauptaltar ausgesetzt befindet. Denn obwohl noch im Laufe dieses Jahrhunderts das Kloster in Weißenstein dem Servitenorden wieder übergeben wurde, so blieb doch das im Glauben des Volkes wundertätige Marienbild in der Kirche zu Leifers, und den Servitenpatres droben im verödeten Kloster blieb also nichts anderes übrig, als sich ein neues Gnadenbild zu verschaffen, welches denn auch der Statue in Leifers nachgebildet wurde und plötzlich auf dem Kirchenaltare in Weißenstein aufgestellt erschien. Alte Leute erzählen nun heute noch, diese Nachbildung sei die „echte" Muttergottes von Weißenstein, welche „von selbst aus der Verbannung" wieder an ihren altgewohnten Standort in Weißenstein „zurückgeflogen" sei. Das neue Bild, dessen Wunderkraft nun allenthalben dem Volke gepriesen wurde, äußerte denn auch bald seine Zugkraft, und wieder pilgerten Wallfahrer in großer Zahl nach Weißenstein, wo die Patres seit längerer Zeit auch das einzige Einkehrgasthaus unterhalten und ein großartiges Geschäft machen. Gegen diese wieder emporkommende Wallfahrt nach Weißenstein wurde aber von Leifers aus Einsprache erhoben, und so schwebte der Streit um das „Gnadenbild" längere Zeit hindurch, bis schließlich der gegenwärtige Prior Amort durch die feierliche

Krönung der nachgebildeten Marienstatue die Sache zu Gunsten seines Klosters zu beenden gedachte und auch so viel Teilnahme dafür fand, daß beispielsweise die Frau Baronin Giovanelli in Bozen ihren Brautschmuck zu diesem Zwecke widmete. Auch die Fürstbischöfe von Graz und Trient hatten ihr Erscheinen zum Krönungsfeste zugesagt. Dagegen lassen nun aber die Bewohner von Leifers Abbildungen ihres „echten" Gnadenbildes herstellen, während gleichzeitig heute schon angekündigt wird, daß am 26. Juli 1887 in Leifers das hundertjährige Jubiläum der Marienwallfahrt von Leifers in festlicher Weise begangen werden soll."

Wir wissen nicht, welche „wundertätige Muttergottes", ob die am Berg zu Weißenstein oder die im Tal zu Leifers, in diesem edlen Wettstreit den Sieg davontrug, sind aber überzeugt, daß die Wundersucht und Dummheit der Menschen genug Raum bot zur Betätigung beider „Wunderbilder", das heißt zur Füllung der Opferstöcke und Wirtshäuser. Dies ist ja schließlich der Endzweck all dieser Aktionen, die von der Pfaffheit nur dann als „Schwindel" bezeichnet werden, wenn sie von außerkirchlichen Kreisen ins Werk gesetzt werden. Die Ausnützung der aus der Dummheit kommenden Wundersucht ist nämlich, nach der Meinung der römisch-katholischen Pfaffheit, nur ihr selber erlaubt! Darum gab es im Sommer des Jahres 1885 ein so großes Geschrei, als es dem Gastwirt von Plicskowizza im österreichischen Küstenland einfiel, ohne vorherige Anfrage bei den kirchlichen Stellen, sich die „Muttergottes" erscheinen zu lassen. Man bezichtigte ihn, wohl nicht mit Unrecht, er hätte dies nur getan, um seinem Wirtshaus und damit sich selbst zu nützen, was ihm insoferne gelang, als bald Tausende von Gläubigen sich in Plicskowizza einfanden und sich in seinem Wirtshaus erlabten. Aber schließlich interessierte sich die Polizei für die „Muttergotteserscheinung", und der geschäftstüchtige Wirt kam ins Loch. Frägt sich nur, wie anders sich alles in Plicskowizza entwickelt hätte, wenn die „Muttergottes" dort mit kirchlicher Genehmigung „erschienen" und das Wirtshaus im Besitz eines frommen Ordens gewesen wäre. Damals war ja, augenscheinlich unter dem Eindruck der besonders stark be-

triebenen Lourdes-Reklame, für „Muttergotteserscheinungen" im klerikal durchsättigten Österreich eine außerordentlich günstige Zeit. Dies dürfte auch jene Pfarrersköchin empfunden haben, die sich im Sommer 1886 in einem Dorf zunächst Klagenfurt der staunenden Mitwelt als „Jungfrau Maria" vorstellte und schließlich durch ihren Schwindel die Ursache wurde zum Tod einer Frau. Der Österreichische Bauernfreund" schrieb in seiner Folge vom 4.9.1886 über den Fall:

„Die Madonnenerscheinung in Klagenfurt hat, wie jetzt von dort geschrieben wird, ihre Erklärung gefunden. Eine Pfarrersköchin, welche schon früher als ‚Heilige', ‚blutschwitzend' auf dem Schauplatze vor abergläubischen Dorfbewohnern sich gezeigt, macht sich nunmehr das Vergnügen, Kindern als Maria in weißem Gewande zu erscheinen. Das Gerücht davon verbreitete sich — wie begreiflich — mit Blitzesschnelle, und zahlreiche Prozessionen kommen im Orte zusammen. Krüppel suchen Heilung, Verliebte erflehen sich Beistand usw. Am 16. d. M. pilgerte auch von Grafendorf ein Weib mit zwei Kindern zur ‚wundertätigen Gottesmutter', verirrte sich des Nachts im Wald, stürzte über eine Felswand und blieb tot. Die Kinder, Knaben im Alter von unter zehn Jahren, harrten die ganze Nacht auf dem Felsen aus und konnten erst des Morgens die nächste Ortschaft erreichen. Die Behörde ist übrigens bereits eingeschritten und der Fürstbischof hat den Pfarrer zitiert."

Dieser entlarvte Schwindel der Pfarrersköchin hinderte nicht, daß sich die „Muttergottes" bald wiederum im Süden der österreichisch-ungarischen Monarchie zeigte, diesmal in St. Peter-Corstez, einer gut katholischen Ortschaft bei Belovar in Kroatien. Wie weit sich die christliche Dummheit dort auswirkte und wie wüst es dabei zuging, zeigt der nachstehende Bericht des genannten Blattes vom 10. 8. 1889:

„Eine Muttergotteserscheinung.

Vor kurzem tauchte das Gerücht auf, daß das Bauernweib Katharina Damnjan aus St. Peter-Corstez im Walde Glozje ein blondlockiges Mädchen angetroffen habe, welches auf ihre Frage, wo-

her es gehe, keine Antwort geben wollte. Katharina Damnjan erzählte ihr Abenteuer im Dorfe, und bald darauf hieß es, dem Weibe sei die Muttergottes erschienen. Von allen Seiten des Belovar-Kreuz-Komitates strömten Leute herbei, um die Stelle zu sehen, wo die Muttergottes angeblich erschienen sei. Hier wurde eine Laubhütte errichtet, die vom Volk als Heiligtum betrachtet wird. In der Laubhütte befindet sich ein kleines Erdloch und wer die Muttergottes sehen will, muß niederknieen, die Erde küssen und hineinschauen. Die Leute drängten sich herein, um zu sehen, und behaupten, daß nur rechtschaffene Seelen die Muttergottes sehen können; Sündern und bösen Menschen bleibe sie unsichtbar. Wer daher nicht vor der Menge als Sünder und böser Mensch gelten will, der beteuerte, er habe das Gnadenbild gesehen! Einige Städter aus Kreuz und Belovar, die wahrheitsgetreu eingestanden, daß sie absolut nichts sähen, wurden von der fanatischen Menge mißhandelt, ein Wirt aus Kreuz wurde zu Tode geprügelt, einem Barbier aus Belovar wurde der Fuß gebrochen und der Kopf eingeschlagen und sonstige ungläubige Thomase wurden blutig geprügelt. Der Kreuzer Bezirksadjunkt, der durch die Zerstörung der Laubhütte und Zuschüttung des Erdloches dem Aberglauben ein Ziel setzen wollte, wurde nebst seinen Gensdarmen verjagt, und seitdem stehen einige hundert mit Mistgabeln, Sensen, Knütteln und Dreschflegeln bewaffnete Männer bei der Laubhütte Schildwache und lassen keinen Städter zu. Die Behörde requirierte ein Bataillon Infanterie aus Belovar, welches vorgestern abging. Die Menschenansammlung in St. Peter-Corstez nimmt täglich zu, und an manchen Tagen der vergangenen Woche waren bis zu 10 000 Menschen daselbst versammelt."

Dieser Bericht ist ein grauenvolles Schulbeispiel, wie weit „induziertes Irresein" die Menschen zu treiben vermag! Die obige Darstellung enthält alle Register der Dummheit, Verlogenheit und Gewalttätigkeit und zeigt uns handgreiflich, wie eine dieser bösen Eigenschaften aus

der anderen erwächst. Leider ist nirgends die Rede von der Teilnahme bzw. der Rolle der römisch-katholischen Geistlichkeit, denn wer weiß, welch großen Einfluß diese in Kroatien auf die Gemüter der Menschen besitzt, der kann es sich nicht vorstellen, daß dieser große „Muttergottesrummel" sich etwa gar gegen den Willen der dortigen Pfaffheit abgespielt hat. Jedenfalls verstand sie es, schön im Hintergrund zu bleiben, und überließ es den staatlichen Behörden, die durch einen an die Spitze getriebenen Marienkult um ihren Verstand gekommenen Leute, mit Hilfe eines Bataillons Infanterie, zu „beruhigen". Obwohl die traurigen Ergebnisse der „Muttergotteserscheinung" von St. Peter-Corstez in ganz Österreich-Ungarn und darüber hinaus bekannt wurden, begab sich bald wieder innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle eine „Marienerscheinung", und zwar in Politz in Böhmen, diesmal sogar eine solche mit nationalem Charakter. Der „Bauernfreund" vom 23. 9. 1893 brachte hierüber folgende Meldung:

„In Dörrengrund bei Politz in Nordböhmen entstand im Spätsommer vorigen Jahres ein Wundermädchen in der Person der fünfzehnjährigen Häuslerstochter Christine Ringel, welche in dem ihrem Heimatsdorf zunächst gelegenen Walde mehrere „Offenbarungen der Muttergottes" gehabt haben wollte. Am 17. d. M. fanden sich einige tausend Wallfahrer dort ein, und kam es zwischen denselben zu nationalen Reibereien. Die Tschechen schrieen den Deutschen zu, diese Muttergottes hier gehöre ihnen."

Schade, daß die „Muttergottes von Dörrengrund" nicht auch, wie die von Lourdes, ein paar Worte gesagt hat, der Streit zwischen Tschechen und Deutschen wäre damit leicht entschieden gewesen. Wir erfahren auch nicht, ob sie sich schließlich auf die Deutsche oder die tschechische Seite schlug oder es vorzog, überhaupt wieder den Schauplatz des frommen Streites zu verlassen. Übrigens scheint Böhmen, dank dreier Jahrhunderte eifrigster jesuitischer Bearbeitung, ein besonders guter Boden für solche „Erscheinungen" gewesen zu sein, denn drei Jahre nach der Geschichte von Politz „erschien" die „Muttergottes" in Scheibenradaun, worüber im „Prager Abendblatt" zu lesen stand:

„Eine angebliche Erscheinung der Muttergottes verursacht in der

Umgebung von Scheibenradaun, Bezirk Neuhaus, viel Aufsehen. Die dreizehneinhalbjährige Pauline Maresch hütete am 1. Juli auf dem Felde Kühe und schlief dabei ein. Sie erzählte dann, die Madonna sei ihr erschienen und habe befohlen, ihr an Ort und Stelle eine Kapelle zu bauen. Seither sei ihr die Madonna mit Engeln mehrmals erschienen. Die Erzählung des Mädchens findet im Orte und in dessen Umgebung viel Glauben, und das Feld ist zu einer Andachtsstätte geworden, an welcher sich oft eine bedeutende Menschenmenge ansammelt. Ein ohne Bewilligung der geistlichen Behörde dort aufgestelltes Marienbild wurde auf Anordnung der Behörde entfernt. Die Angelegenheit wurde überdies an das bischöfliche Konsistorium in Budweis zur Untersuchung geleitet."

Der nächste, weitum bekannte Fall einer „Marienerscheinung" begab sich wieder in Böhmen. Diesmal war die offenkundig eingebildete Erscheinung von solch greulicher Auswirkung, daß sie regelrechte Anfälle religiösen Wahnsinns und Mord im Gefolge hatte. Wir lassen darüber den „B.-Boten" sprechen, der in seiner Folge vom 30. 7. 1904 folgenden Bericht brachte:

„Ein schrecklicher Fall von religiösem Wahnsinn wird den ‚N.L.' aus Seltsch bei Leitomischl gemeldet: Die dortige Bauernfamilie Lenoch fuhr wiederholt nach Dörrengrund und besuchte dort die Mutter der Christine Ringel, welch letztere bekanntlich vor mehreren Jahren das Märchen aufbrachte, es sei ihr in der Nähe von Dörrengrund die Jungfrau Maria erschienen. Es fanden sich viele Gläubige, welche diesem Märchen Glauben schenkten, und noch jetzt wird Dörrengrund als Wallfahrtsort von zahlreichen Personen besucht. Am 29. vergangenen Monats weilte die zwanzig Jahre alte Tochter des erwähnten Bauern mit ihrem älteren Bruder in Dörrengrund und erzählte nach ihrer Rückkehr, es sei ihr dort die Jungfrau Maria erschienen. Sie verfiel in religiösen Wahnsinn, lief in ihrer Wohnung, ein Kreuz in den Händen haltend, umher, und erzählte ihren fünf Geschwistern, daß sie in drei Tagen in den Himmel kommen

werde. Das machte auf die Geschwister der Wahnsinnigen so tiefen Eindruck, daß sie selbst auch von religiösem Wahnsinn ergriffen wurden. Am 2. dieses Monats schlossen sich alle sechs in der Wohnung ein und entkleideten sich vollständig. Dann schleppte das unglückliche zwanzigjährige Mädchen ihren vierjährigen Neffen in den Garten und schlug ihn, indem sie erklärte, sie müsse ihn in den Himmel senden, so lange gegen einen Baumstamm, bis das Kind tot war. Dann führte sie eine siebenjährige Nichte in den Garten, warf sie zu Boden und stampfte auf ihr herum. Auf das Geschrei des Kindes, das lebensgefährliche Verletzungen erlitt, eilten die Nachbarn herbei und befreiten es aus den Händen der Wahnsinnigen. Diese lief in die Wohnung zurück, wo sie und ihre fünf Geschwister in ihrem schrecklichen Wahn so lange die Köpfe gegen die Steinplatten des Fußbodens stießen, bis sie sich blutige Verletzungen beigebracht hatten. Dann sprangen alle sechs vollständig entkleidet aus dem Fenster und liefen in wilder Flucht, indem sie eine Statue der Jungfrau Maria trugen, in die Felder. Ein Gensdarm und mehrere Dorfbewohner holten sie schließlich ein und nahmen sie fest."

Es scheint, als wäre ob solch unfaßbarer Auswirkung ihres Kultes der „Muttergottes" nun alle Freude vergangen, sich weiterhin in Mitteleuropa zu zeigen, denn wir hören nichts mehr von ihrem Erscheinen, es sei denn, daß uns eine solche „Erscheinung" nicht bekannt ward. Doch ja, im Jahre 1910 vollführte sie, nach einem Bericht des in Münster in Westfalen erscheinenden Kongregationblättchens „Maria Hilf" ein ganz großes Wunder! Wie „Maria Hilf" ganz ernsthaft erzählte, begab sich in Wien folgendes: da war ein Redemptoristenpater namens Irendler gestorben, und ein ihn sehr verehrendes Dienstmädchen wollte ihn noch auf der Bahre sehen. Nun war aber dieses Dienstmädchen gerade beim Erbsenkochen für den Mittagstisch ihrer Herrschaft. So groß zeigte sich in ihr der Drang zur Bahre des Paters, daß sie die frischen, grünen Erbsen am Herd in einem Kasserol stehen und anbrennen ließ, um ja noch rechtzeitig an die Bahre zu kommen. Als sie dann zurückkehrte, fand sie die schönen, frischen grünen Erbsen „vollstän-

dig angebrannt". Das Dienstmädchen betet inbrünstig zum toten Pater, Maria hilft, und siehe da — die Erbsen werden im Kasserol wieder frisch! So und nicht anders war es nach der Darstellung des Kongregationblättchens „Maria Hilf" zu Münster in Westfalen im Jahre 1910, als schon ein „Zeppelin" den Bodensee überquert hatte! Wer es nicht glaubt, der kann in den Geruch kommen, ein Feind der „alleinseligmachenden Kirche" zu sein, ein Zweifler an den „ewigen göttlichen Wahrheiten". Daß überall die Sucht nach möglichst großer Seelenverknechtung und größtmöglichstem Gelderwerb dahintersteckt, das wollen die „Armen im Geist" leider nicht wahrhaben! Also können ihnen die Kongregationblätter auch den blühendsten Unsinn bieten, was natürlich alle erdenklichen Auswüchse des „unbefleckten Empfängnis"kults brachte. So wählte z. B. der „Katholische Universitäts-Verein" in Salzburg die „unbefleckte Empfängnis" zu seiner Vereinspatronin, wie aus einer im Jahre 1910 massenhaft verbreiteten Flugschrift dieses Vereins hervorgeht, worin es, nach der üblichen Bettelei, ausdrücklich heißt: „Gott wird durch die Fürbitte der unbefleckten Vereinspatronin diese Vermächtnisse zur Erhaltung des heiligen Glaubens reichlich lohnen." Diese Flugschriften wurden besonders stark in Tirol vertrieben und dürften dort auch viel Erfolg gehabt haben, denn damals kam in Tirol auf je hundert Einwohner ein — Ordensmitglied.

Nun wollen wir noch aufweisen, wie leicht aus ganz natürlichen Begebnissen sich Wundermären entwickeln können. In den letzten Jahren des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts begab sich ein Fall, der dadurch an die Öffentlichkeit kam, weil er im österreichischen Abgeordnetenhaus zur Sprache gebracht wurde. Da fuhr in einer linden Sommernacht eine adelige Gutsbesitzerin in Kärnten spät nachts von einem Besuch, den sie bei einer befreundeten Adelsfamilie gemacht hatte, in ihrem Wagen nach Hause. Die Gutsbesitzerin fuhr in ihrem weißen Gesellschaftkleid, ohne Mantel. Als der Wagen gerade einen längeren Wald durchquerte, mußte die Dame den Wagen verlassen und sich ins Dunkel des Waldes zurückziehen. Zwei Stunden später wurde die Bewohnerschaft der nächsten Ortschaft alarmiert durch die Meldung, daß

einigen Heidelbeersucherinnen, die etwas verspätet nach Hause kamen, eine lichtvolle Gestalt mitten im Dunkel des Waldes erschienen sei, eine Weile in Ruhe verharrte, beim Herankommen der Weiber aber verschwand. Gleich war es ausgemacht, daß dies niemand anderer als die „Muttergottes" sein könne! Am nächsten Tag wurde das Pfarrhaus bestürmt, ein Umzug veranstaltet und laut gefordert, an jener Stelle, wo die „Muttergottes" erschienen sei, eine Wallfahrtkapelle zu errichten. Der Pfarrer glaubte erst nicht an die Erscheinung, überzeugte sich aber schließlich davon, daß es ein Wunder sein müsse, denn die Weiber schworen übereinstimmend, sogar einen Strahlenkranz und einen Heiligenschein gesehen zu haben. Und in der Tat strömten viele Leute aus allen Nachbargemeinden zusammen und alles war an der Arbeit, am „Gnadenort" eine Kapelle zu bauen! Wer weiß, wie es kam, jedenfalls befaßte sich auch die staatliche Behörde mit der Sache und sie untersagte den Kirchenbau, nachdem einwandfrei zutage gekommen war, daß die „Muttergottes" niemand anderer als die Gutsbesitzerin war, die notgedrungen die Einsamkeit des Waldes hatte aufsuchen müssen. Also kam das schöne Land Kärnten um einen neuen Wallfahrt- und „Gnaden"ort! Sehr schade, denn es gibt wahrlich noch nicht genug Stätten, in denen die Menschen ihre — eigene Dummheit anbeten!

Die letzte bekannt gewordene „wirkliche Marienerscheinung" begab sich, diesmal gleich in einer ganzen Serie, in den Jahren 1932 und 1933 in Beauraing in Belgien. Wohlgemerkt, es ist kein Irrtum, es war nicht in den Jahren 1392 und 1393, sondern 1932 und 1933! Der Benediktinerpater Odo Staudinger berichtete darüber im „Benediktus-Bote" vom Mai 1933! Er beschreibt eingehend die „Erscheinungen" und steht natürlich auch für sie ein. Nach seinem Bericht sahen am 29. 11. 1932 fünf Kinder, die von ihm mit Namen genannt sind, im Park der Klosterschule von Beauraing, wie sich die Muttergottesstatue in der Lourdesgrotte bewegte. Am Abend darauf sahen die fünf Kinder die „Muttergottes" schon über den Bahndamm schweben, am 1. 12. gewahrten sie die „Muttergottes" in der Nähe des Gitters der Lourdesgrotte und am 2. 12. 1932 begab

sich, nach der Schilderung des Pater Odo Staudinger im „Benediktus-Bote“, Heft 8 von 1933, das Folgende:

„Herr Voisin holt selber diesen Abend seine Tochter, die Halbpensionärin ist, im Pensionat ab. Sie begibt sich zur Familie Degeimbre. In Begleitung ihrer Eltern und mancher Freunde gehen die fünf Kinder zur Grotte. Wie sie beim Gitter anlangen, sind sie wie vom Blitz getroffen, fallen im selben Augenblick nieder und beten das ‚Gegrüßt seist du, Maria!‘

Der kleine Albert fragt: ‚Ist das wohl die unbefleckte Jungfrau?‘

Sie macht mit dem Kopf ein bejahendes Zeichen.

Er sagt: ‚Was wollen Sie?‘

‚Daß ihr brav seid!‘

‚Ja, wir werden brav sein.‘

Noch ein Ave — und die Kinder gehen.

Gegen neun Uhr kehren sie zurück. Sie haben wieder die Schauung, knieen sich nieder und beten ein Ave.

Albert fragt wieder: ‚Ist das wohl die unbefleckte Jungfrau?‘

Sie nickt mit dem Kopf.

‚Was wollen Sie?‘

‚Ist es ganz wahr, daß ihr immer brav sein werdet?‘

Andrée schreit: ‚Ja, wir werden es immer sein!‘ Die Erscheinung verschwindet.“

Ja, dies und noch mehr schildert Pater Odo Staudinger, hält alles für wahr und schreibt wörtlich: „Man hält sie“ (Anmerkung: die Erscheinungen) „allgemein für die Wiederholung der Erscheinungen von Lourdes. Merkwürdig ist, daß schon längst in Belgien eine alte Prophezeiung umgeht, nach welcher sich 75 Jahre nach den Erscheinungen von Lourdes auch an der belgisch-französischen Grenze solche Vorkommnisse wiederholen werden.“ So schreibt Pater Odo Staudinger, dem die Geschichte mit dem französischen Offizier und der Friseursgattin wahrscheinlich nicht zu Ohren gekommen ist. Damit aber auch auf Deutschem Boden, wenigstens dem Geiste nach, der Schwindel von Lourdes gebührend gefeiert werde, hielten die marianischen Kongregationen auch im Reich anläßlich des 75jährigen Lourdes-Jubiläums ihre Gedenkfeiern

ab. Über eine derselben berichtete die „Neue pfälzische Landeszeitung", im Volksmund die „Schwarze Kattel" genannt, in ihrer Folge vom 14. 2. 1933 unter anderem:

„Man ... konnte gleichzeitig in würdiger Weise die 75jährige Wiederkehr des Tages begehen, an dem auf wunderbare Art die liebe Mutter Gottes zum erstenmal in der Felsengrotte von Lourdes erschienen ist und selbst später erklärt hat: Ich bin die unbefleckte Empfängnis ..."

Hätte die Friseursfrau von anno 1858 dies hören können, welch eine unschuldige Freude würde sie gehabt haben! Und wenn sie gar erlebt hätte, was sich in Lourdes im Frühjahr 1935 begab, sie hätte sich nicht fassen können vor wirklich berechtigtem Stolz ob der Auswirkungen ihres Abenteuers in der Grotte zu Lourdes! Am 25. 4. 1935 verbreitete der Draht von Lourdes aus über die Welt:

„Lourdes, 25. April. — Der Legat des Papstes, Staatssekretär Pacelli, ist heute mittags in Lourdes von über 120 Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und Prälaten, 3000 Priestern, von Vertretern der französischen Regierung, 2000 Pilgern aus allen Teilen der Welt, darunter Exkaiserin Zita und ihr Sohn Erzherzog Otto von Habsburg, und von einer schier unübersehbaren Menschenmenge, die auf über 100 000 Seelen geschätzt wird, feierlich empfangen worden. Eine Kompagnie des Infanterieregiments von Pau und eine Schwadron des Husarenregiments von Tarbes erwiesen die militärischen Ehren ... Der König von Belgien hat einen ganzen Waggon Blumen geschickt, um die Grotte schmücken zu lassen ..."

Die Grotte, ... in der die Friseursgattin ... nein, lieber nicht daran denken, denn was sich da zeigt, das ist für ein regelrecht arbeitendes Menschenhirn nicht gut faßbar! Wir können da nicht mehr mit und beugen uns in dieser Beziehung vor dem Bibelwort: „Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen, sondern was töricht ist von der Welt hat Gott auserwählt." (Korintherbrief, I, 1/26.)

Der Moder stinkt . . .

„Die Stimme dieser stummen Gebeine spricht kräftiger und eindringlicher, als die Stimme anderer Prediger. O, eilet aus dem Gewühl der Welt hinweg und flüchtet zu den Gebeinen der Heiligen."

Der Kirchenlehrer Chrysostomus (gest. 407).

Das Christentum hat das antike Heidentum samt dessen „Götzendienst" der Form nach restlos überwunden, vom Inhalt des „Götzendienstes" jedoch nahm es alles in sich auf, was geeignet war, der Pfaffheit die Herrschaft zu sichern über die Gemüter und Gelder der „Gläubigen". Was die Christen bei den „Heiden" als verwerflichsten „Götzendienst" bezeichneten, das ward auf einmal „heiliger Gottesdienst", als sie selber es übten. Den besten Beweis hiefür gibt uns die sog. Reliquienverehrung, die schon bei den alten Indern, Ägyptern, Griechen und Römern im Schwang war und durch das Christentum eine geradezu an Narrheit grenzende Nachahmung fand.

Mitleidig lächelt heute der Christ, wenn er hört, daß die alten Ägypter das „Haupt des Osiris" im Tempel zu Abydos verwahrten, die alten Griechen an drei Stellen zugleich den Kopf des Orpheus zeigten, im alten Rom, im Tempel des Mars der angeblich vom Himmel gefallene Speer dieses Kriegsgottes angestaunt wurde und die Inder heute noch einen Zahn Buddhas in Kandy auf Ceylon und einen anderen in Pegu verehren. „Greulichen Götzendienst" nennt die römisch-katholische Pfaffheit diese Verirrungen, während sie ihren Schäflein die noch größeren Verirrungen auf diesem Gebiete der menschlichen „Dummheit", den römisch-katholischen Reliquienkult, als ein besonderes „Heilsmittel" preist. In Wirklichkeit übertrifft nämlich die römisch-katholische Reliquienerzeugung und Reliquienverehrung an Dummheit, aufgelegtem Schwindel und Ausbeutung weitaus die aller Kulte des Altertums.

Rom und Konstantinopel wurden in den Jahren der Kreuzzüge zu wahren Reliquienmärkten! Gerissene Italiener und Griechen überboten sich im „Entdecken" neuer Reliquien, wozu insbesondere die Katakomben und Gräberfelder Roms willkommene Fundstellen boten. Als dann gar — sehr geschäftstüchtig — die päpstliche Verordnung kam, daß

> in jedem zum Gottesdienst benützten Altar der römisch-katholischen Kirche die Reliquien mindestens eines Heiligen eingeschlossen sein müssen und auf einem Altar ohne Reliquie kein Meßopfer gefeiert werden dürfe,

nahm das „Reliquiengeschäft" einen ganz gewaltigen Aufschwung, denn jede Kirche wollte die Gebeine eines möglichst zugkräftigen Heiligen haben. Da die meisten der angeforderten „Heiligen" entweder niemals am Leben waren oder kein Mensch mehr wußte, wo sie begraben lagen, wurde eben irgend ein Skelett hergenommen, bezettelt und von irgend einem Mönch in Rom als Überrest irgend eines „Heiligen" erklärt. Sonach ist es möglich, daß die Gebeine eines seinerzeit zu Rom verstorbenen Lumpen heute in einem römisch-katholischen Münster unseres Vaterlandes als „heilige Reliquien" eines „Märtyrers" verehrt werden, so wie aus ganz gewöhnlichem Brennholz plötzlich ein „Stück vom Kreuz Christi" wurde. Solches wird sehr oft geschehen sein, denn es gibt auf der Welt so viel Stücke und Partikel vom „wahren Kreuz Christi", daß für dieses Kreuz ein ganzer Wald hätte gefällt werden müssen. Man kann sich aber auch an die Erklärung des Jesuitenpaters Vogel halten, der auf Seite 534 des ersten Bandes seiner „Lebensbeschreibung des Heiligen Gottes" folgendes sagt:

> „Häufig schnitt man von letzterem" — gemeint ist das Kreuz Christi — „Stücke, welche frommen Personen unter dem Namen Kreuzpartikeln geschenkt wurden, ohne daß aber die geringste Abnahme an dem geheimnisvollen Holze bemerkbar war. Dieses Wunder vergleicht Cyrillus mit jenem, welches Jesu wirkte, als er in der Wüste mit fünf Broten fünftausend Menschen speiste."

So einfach diese Erklärung ist, so wenig kann sie uns einleuchten,

vorab dann, wenn wir jenes gewiß nicht unansehnliche Stück vom „Kreuz Christi" in der Schatzkammer der Matthäuskirche in Trier betrachten. Aber schließlich hat es einstmals nur drei oder vier Kreuzesnägel gegeben und heute sind sie nicht mehr zu zählen! Diese Holz- und Nägelvermehrung kann man schließlich hinnehmen, sie schlägt der Dummheit kein besonderes Loch, aber manch anderer Reliquienunfug überbietet wahrlich die Grenzen des Möglichen. In seinem Werk „Die Entwicklung des Priestertums und der Priesterreiche" gibt R. Ch. Darwin eine kleine Auslese. Wir vernehmen da, daß z. B. in den letzten Jahren vor der Reformation der Kurfürst Friedrich „der Weise" von Sachsen gegen fünftausend „Reliquien" besaß, darunter Teile der Krippe Jesu, sowie Heu und Stroh aus derselben, Wachs von jener Kerze, die Maria in ihrer Sterbestunde in der Hand hielt, die Gesichtshaut des heiligen Bartholomäus usw. Der Kardinal Albrecht von Brandenburg besaß in seinem „Reliquienschatz" um das Jahr 1521 nebst

> 42 vollständigen „Heiligen"leibern, den „wahren Körper Christi", eine Flasche voll Milch der Jungfrau Maria, einen Krug Wein von der Hochzeit zu Kana, ein Teilchen Erde, aus der Adam erschaffen wurde, zwanzig Stücke des brennenden Dornbusches, etwas Manna, mit dem die Israeliten in der Wüste gespeist wurden usw.

In Köln befanden sich neben den jetzt noch verehrten Reliquien die sechsköpfigen heiligen drei Könige — denn drei Köpfe von ihnen werden auch in Mailand verehrt — um das Jahr 1645 u. a. auch die folgenden „hochheiligen" Reliquien: ein Stück vom Stab des Moses, eine Zehe des Riesen Christophorus, Überreste von sämtlichen Aposteln und Evangelisten, Steine, mit denen der heilige Stephan gesteinigt wurde, Erde von dem Fleck, auf dem Maria die Botschaft ihrer Schwangerschaft erhielt, Haare und Milch der Jungfrau Maria und dergleichen mehr. In München verehrte man das Schulterbein eines Elefanten als Rücken des heiligen Christophorus, in der Kirche Maggiore in Rom eine — Träne des Heilandes, im sächsischen Kloster Pforta ein Stück der —

ägyptischen Finsternis. In Venedig wurde sogar ein Seufzer des heiligen Josef aufbewahrt ...

Man sieht, die Menschen wurden seit dem ersten Jahre des Heils immer dümmer, denn so ein Unsinn hätte denn doch im antiken heidnischen Rom oder gar in den Wäldern und Hainen unserer heidnischen Vorväter niemals wachsen können! Es ist auch bezeichnend, daß es dem Blut nach germanische Bischöfe waren, die zuerst gegen den Reliquienschwindel ihre Stimme erhoben! Wir staunen ob der Äußerung des gesunden Menschenverstandes der gotischen Bischöfe auf der Synode zu Saragossa (592 u. Z.), die den Beschluß faßten,

> es sollten alle damals vorhandenen Reliquien verbrannt werden, wenn in ihnen Wunderkraft wäre, würden sie die Feuerprobe schon aushalten, wenn nicht, so sei nicht schade um sie!

Tausend Jahre später schleuderte das Konzil zu Trient (1563) den Fluch der Kirche gegen alle, die den Reliquien nicht die schuldige Verehrung erweisen! Ist die Menschheit in den fast tausend Jahren sich voll auswirkenden Christentums — von 592 bis 1563 — gescheiter geworden? Nein, nicht im mindesten, sondern viel dümmer! Auch heute noch rutschen viele Millionen Menschen auf den Knieen zu irgend einem Holz- oder Beinstück und erweisen ihm brünstige Verehrung. Daß dem heute noch so sein kann, das „dankt" die Welt vor allem den emsigsten Bremsern alles vernünftigen Denkens, den Jesuiten, die sich auch in dieser Sache als die Großsiegelbewahrer der menschlichen Dummheit erwiesen. Als die Reformation Martin Luthers — das ist ihr unbestrittenes Verdienst — mit dem Reliquienkult endlich aufgeräumt hatte, da waren es vor allem die Jesuiten, die den schon tief gesunkenen Glauben an die Wunderkraft der Reliquien bei den römisch-katholischen Christen neu belebten, indem sie die tollsten und dümmsten Märchen darüber ins Volk brachten, um dieses zum Wallfahrten zu diesen Reliquien zu veranlassen. Im Jahre 1646 ließ der Jesuit Herrandus das Buch „Disquisitio reliquiaria" erscheinen, in dem er mit Zustimmung seines Ordens und der römischen Kurie keck behauptete,

> alle Reliquien, ohne Ausnahme, seien echt, auch wenn in

verschiedenen Ländern zehnerlei Totenschädel eines Heiligen, z. B. des heiligen Johannes, den Andächtigen vorgezeigt werden, denn Gottes Allmacht sei so groß, daß er auch den nämlichen Kopf verzehnfachen könne.

Und so blieb die Einstellung der römisch-katholischen Kirche zur Reliquienverehrung bis zum heutigen Tag! Also kommt es, daß die römisch-katholische Pfaffheit den vielen „Armen im Geiste" von manchen „Heiligen" eine ganze Serie von Leibern mit vervielfachten Köpfen und Gliedmaßen an verschiedenen Orten vorführen kann. Es werden, nach den Feststellungen der Professoren Gildenmeister und Sybel, sowie nach Max Kemmerich „Kulturkuriosa" von folgend verzeichneten „Heiligen" gezeigt und verehrt:

Andreas:	5 Leiber,	6 Köpfe,	17 Arme, Hände und Beine,
Anna:	2 „	8 „	6 „
Antonius:	4 „	5 „	
Blasius:	1 „	5 „	
Hl. drei Könige:		6 „	
Dionysius:	2 „	4 „	
Georg:	26 „		
Lazarus:	3 „		
Lukas:	8 „	9 „	
Sebastian:	4 „	5 „	13 „
Ursula:	1 „	5 „	
	usw.		

O, wie recht hat der zitierte Chrysostomus: „Die Stimme dieser Gebeine spricht kräftiger und eindringlicher als die Stimme anderer Prediger", nämlich für den unglaublichen Schwindel, den römisch-katholische Pfaffheit mit den „Reliquien" trieb und heute noch treibt! In Rom befindet sich z. B. die „heilige Stiege", von der die Pfaffheit behauptet, sie hätte einst in Jerusalem zum Haus des Pilatus gehört und Jesus wäre auf seinem „Leidensweg" über diese Treppe gegangen. Über diese „heilige Stiege" läßt die Pfaffheit schon jahrhundertelang die „Gläubigen" auf den Knieen hinaufrut-

schen! Es gibt sogar, um den Andrang bewältigen zu können, zwei Hilfstiegen, auf denen man sich dieselben Ablässe errutschen kann wie auf der „echten, heiligen" Treppe! Die drei Treppen führen zur ehemaligen päpstlichen Pfalzkapelle, zum „sancta sanctorum", dem „heiligen Allerheiligsten", also genannt, weil sich darin einstmals die kostbarsten Reliquien der Christenheit befanden und zum Teil auch heute noch befinden. Über dem Altar dieser Kapelle steht lateinisch geschrieben:

„Auf der ganzen Welt gibt es keinen heiligeren Ort."

Nur selten wird bei besonderen Gelegenheiten das „sancta sanctorum" geöffnet, und auch dann dürfen nur Männer die hochheiligen Reliquien beschauen, denn Frauen ist der Eintritt zum „sancta sanctorum" verboten. Im „sancta sanctorum" befand oder befindet sich nämlich die „über allen anderen erhabene" und darum kostbarste und anbetungwürdigste Reliquie der rechtgläubigen römisch-katholischen Christenheit: ein Teil des wahrhaftigen Leibes Jesu Christi, und zwar jener, den die Juden ihren Knäblein bald nach der Geburt wegzuschneiden pflegen! Jawohl, im „sancta sanctorum" befand oder befindet sich

das Präputium, d. i. die Vorhaut Jesu Christi

inmitten eines geradezu überwältigend seltenen Schatzes anderer „hochheiliger Reliquien". Dieser „Reliquienschatz" hat eine ganz eigenartige Geschichte. Bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts pilgerten alljährlich viel tausend Christgläubige nach Rom, um die in der päpstlichen Pfalzkapelle verwahrten Reliquien zu verehren. Millionen Menschen ließen dessethalben im Lauf der Jahrhunderte ihren Verstand zu Hause und ihr Geld in Rom! Es ist aber auch unglaublich, mit welchen „Seltenheiten" die römische Pfaffheit aufzuwarten vermochte! Im Lateran und im „sancta sanctorum" waren z. B. nebst dem Präputium und anderen „Kostbarkeiten" verwahrt:

eine Urne voll Wüstenmanna,
die Rute Aarons, die geblüht hat,
der Stecken, womit Moses das Wasser aus dem Felsen schlug,
die Gesetzestafeln vom Berg Sinai,
die Bundeslade des alten Testaments,

die siebenarmigen Leuchter, das goldene Rauchfaß und
der Schaubrottisch aus dem Tempel in Jerusalem.

Zu diesen Raritäten aus dem „alten Testament“ kamen noch die nachfolgend verzeichneten „Kostbarkeiten“ aus dem „neuen Testament“:

ein Stück von der Krippe in Bethlehem,
Überreste von den fünf Broten und zwei Fischen, mit denen Jesus Christus fünftausend Menschen speiste,
ein Stück vom Feigenbaum, darauf Zachäus gesessen,
der ungenähte Rock Jesu Christi, sowie sein Purpurmantel und das Tuch, mit dem er den Jüngern die Füße abtrocknete,
ein Stück vom Abendmahltisch,
ein Stück Brot vom letzten Abendmahl,
dreizehn Linsen vom letzten Abendmahl,
Rohr und Schwamm, womit Christus am Kreuz der Essig gereicht wurde,
zwei Flaschen voll Blut und Wasser, das Jesus Christus aus der Seite floß, als der Soldat Longinus ihm mit der Lanze hineinstach,
ein Stück vom Schleier Mariens,
einige Haare Marias,
Milch von der allerseligsten Jungfrau,
der härene Bußgürtel Johannes des Täufers,
einige Kohlen, besprengt vom Blut des hl. Laurentius,
etwas Fett vom Körper des hl. Laurentius usw.

Dieser „Reliquienschatz“ wurde zum letzten Mal öffentlich gezeigt unter dem Papst Leo X. (gest. 1521) und ward dann nicht mehr gesehen. Es scheint, daß ihn die Reformation verschwinden gemacht hat, d. h. daß man sich in Rom nicht mehr getraute, die „hochheiligen“ Andenken weiter zu zeigen. Es hieß auf einmal, lutherische, d. h. Deutsche Lanzknechte hätten den „Schatz“ geraubt, in Wirklichkeit dürften die Bundeslade, der siebenarmige Leuchter usw. in irgend eine Rumpelkammer, das Manna auf einen Misthaufen usw. gekommen sein. Die anderen „hochheiligen“ Gegenstände wurden — eingeschlossen im „sancta sanctorum“ und blieben unberührt dort, bis im Jahre 1903 der französische Jesuit Jubaru sie wieder „entdeckte“. Pater Jubaru machte

von den wiedergefundenen „Schätzen" eine genaue Beschreibung, darunter auch vom sog. „Präputiumkreuz", darin sich die „hochheilige Vorhaut Christi" nebst einem Stück von der Nabelschnur Christi befand. Und siehe da: kaum wieder aufgefunden, verschwand das Präputium wieder, denn als der Jesuitenpater Grisar zwei Jahre nach der Wiederauffindung des „Schatzes" diesen besichtigte und beschrieb, war vom „Präputium" keine Rede mehr! Also ist die „über allen anderen erhabenen" Reliquie der römisch-katholischen Christenheit der Öffentlichkeit wieder entrückt, ebenso wie die Nabelschnur Jesu Christi, obwohl beide „Heiligtümer" länger als ein Jahrtausend bei den Päpsten und bei der ganzen Christenheit in höchstem Ansehen gestanden hatten. Lautlos verschwand die einst als so kostbar gepriesene Reliquie, über welche einstmals ganze Bücher geschrieben wurden, um die Fragen zu „klären": was geschah mit dem bei der Beschneidung abgeschnittenen Teil des Leibes Christi? Hat Christus sein Präputium auf der Erde gelassen oder bei seiner Himmelfahrt mitgenommen? Wandelt er im Himmel mit oder ohne Präputium? Empfängt man den Leib Christi in der Kommunion mit oder ohne Präputium? Dem Hin und Her machte die „heilige" Brigitta ein Ende, indem sie eine „Offenbarung" hatte, in der ihr Maria erschien, vor ihr den ganzen Geburtvorgang wiederholte und erklärte, sie hätte die Vorhaut ihres Sohnes sorgsam aufbewahrt, überall hin mitgenommen, wohin sie gegangen war, und vor ihrem Tod dem Johannes gegeben. Von diesem weg soll das Präputium in ein sicheres Versteck gebracht worden sein und sei endlich nach Rom gekommen.

Wenngleich in der Reformationzeit das Präputium vom „sancta sanctorum" in Rom auf einmal verschwand, blieb doch der Präputiumkult weiter bestehen. Es gab nämlich neben der „Vorhaut Christi" im „sancta sanctorum" noch ungefähr ein Dutzend anderer „echter" Präputia Christi, und zwar in Charroux, Paris, Boulogne, Nancy, Besancon, Metz, le Pui, Conques, Antwerpen, Brügge, Hildesheim und Calcata. Der Präputiumkult fand in den — Jesuiten die eifrigsten Förderer. Der bekannte Jesuit Salmeron

verwies in einer im Jahre 1602 erschienenen Schrift ausdrücklich auf das Vorhandensein der „wahren Vorhaut Christi" auf Erden, er bezeichnete das Präputium sogar als den „Verlobungring", den Christus an seine — Bräute schickt! Pater Salmeron verfaßte auch eine Schrift, betitelt:

„Des fleischlichen Verlobungsringleins höchst elegante Beschreibung", in der er die Vorhaut Christi in der denkbar albernsten Weise zu beschreiben versucht. Wenn möglich noch begeisterter vom Präputiumkult war der Jesuit Ferrandus, der in seiner schon erwähnten „Disquisitio reliquiaria" ganz entschieden erklärte,

> „daß das von Christus in der Welt zurückgelassene Präputium noch heute vorhanden ist, und zwar unversehrt und unverwest, durch keinerlei Makel beschmutzt, so daß, was vom ganzen Körper Christi gilt, nach dem königlichen Sänger (David) auch auf das Präputium Anwendung findet: Du wirst nicht zugeben, daß dein Heiliges die Verwesung schaue. Mag nun Italien es besitzen, Deutschland es zeigen, Belgien, Lothringen es für sich beanspruchen, Frankreich sich seiner rühmen. Je mehr Teile dieses göttlichen Karbunkels an den verschiedensten Orten gezeigt werden, um so herrlicher und verschwenderischer unter den Menschen wird das Unterpfand der Liebe Christi aus seiner Kindheit dastehen und wird von dieser Liebe zeugen, so lange die Welt stehen wird."

Mit einer geradezu imponierenden Unverfrorenheit behauptet also der Jesuit Ferrandus die Echtheit aller in Frankreich, Belgien, Deutschland und Italien gezeigten und verehrten Exemplare der Vorhaut Christi! Er schrieb, es sei in der Hand Gottes gelegen, seine Vorhaut (!) ebenso zu vervielfältigen, wie er einst Wein, Brot und Fische vervielfältigt habe. Nun darf man aber nicht glauben, dieser wirklich nicht mehr zu überbietende Unsinn wäre nur beim Jesuitenpater Ferrandus oder doch nur bei seinem „wissenschaftlich" so hoch gebildeten Orden geblieben, nein, der Vorhautkult war eine Sache der ganzen römisch-katholischen Pfaffheit, denn noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts konnte der Dominikaner Billuard unwidersprochen erklären:

„Nach der allgemeinen Meinung der Theologen hat Christus seine Vorhaut auf der Erde zurückgelassen, damit sie zur Verehrung durch die Gläubigen diene.“

Auch die Päpste förderten die Vorhautverehrung in bestmöglichster Weise und Papst Benedikt XIII. (gest. 1730) erteilte sogar einen Ablaß zur Förderung der Präputiumandacht! Also ist es denn sehr verwunderlich, daß vom „hochheiligen Präputium“ des „sancta sanctorum“ heute keine Rede mehr ist und diese „kostbarste Reliquie der Welt“, dieser Teil vom „Leibe des Herrn“, zwischen den Jahren 1903 und 1905 einfach — geräuschlos verschwand! Es bleibt nur noch abzuwarten, bis irgend ein jesuitisches Kreuzköpfel erklärt, die „Vorhaut Christi“ sei vom „sancta sanctorum“ aus in den Himmel aufgefahren, um sich dort mit dem Körper Christi wieder zu vereinigen. Gar so viel hat ja diese sündige Welt durch das Verschwinden des einen Präputiums nicht verloren, denn einige Gehstunden von Rom entfernt, in Calcata, befindet sich ja heute noch ein anderes Exemplar der „wahren Vorhaut Christi“ und ein weiteres Exemplar wird heute noch verehrt zu Charroux in Frankreich! Wer sich über den ganzen Präputiumschwindel eingehend unterrichten will, der beschaffe sich das Büchlein: „Die Hochheilige Vorhaut Christi“ von Alphons Victor Müller, (1907, Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn), das in einwandfrei sachlicher Weise die verschiedentlichen Schwindel mit den „Vorhäuten Christi“ beleuchtet. Wer will, kann sich auch die „Vorhaut Christi in Calcata bei Rom besehen und sich dabei einen „vollkommenen Ablaß“ holen, denn ein solcher ist mit einer Wallfahrt nach Calcata verbunden. Übrigens waren ja auch im Jahre 1933, im sog. „Heiligen Jahr“, in Rom einige der bemerkenswertesten „Reliquien“ des „sancta sanctorum“ ausgestellt, wozu die „Schönere Zukunft“ vom 12. 3. 1933 ankündigte:

„Wie römische Blätter berichten, soll der Schatz der sogenannten „sancta sanctorum“ bei St. Johann im Lateran anläßlich des Heiligen Jahres zur öffentlichen Verehrung ausgestellt werden. Es han-

delt sich hier um eine Sammlung ganz seltener Reliquien, die von den Päpsten im Laufe der Jahrhunderte angelegt worden ist . . ."

Sollte ein besonders reliquienbegieriger Leser die Kosten einer Fahrt nach Rom scheuen bzw. sich mit etwas minderen Reliquienraritäten begnügen, der fahre zur rechten Zeit nach Aachen, nach Wien, oder nach Trier. Welch' „hochheilige" Schaustücke sich in Aachen befinden, gaben erst im Sommer 1930 (!) die „Düsseldorfer Nachrichten" bekannt, indem sie (das Gesperrte ist von uns) berichteten:

„Aachen, den 9. Juli. Heute um 18 Uhr trugen die Glocken des Aachener Münsters die Kunde in die Lande, daß mit der Öffnung des Marienschreins, in dem die Heiligtümer aufbewahrt werden, die Pilgerfahrten nach Aachen beginnen. Hunderttausende werden nun in der Zeit vom 10. bis 26. Juli nach der alten Kaiserstadt pilgern, um den Glaubensgeist ihrer Väter wachzurufen für die Aufgaben der Gegenwart. 14 Tage werden von der Turmgalerie aus gezeigt das Kleid der heiligen Maria, die Windeln des Herrn, das Tuch, auf welches das Haupt des hl. Johannes nach der Enthauptung gelegt wurde, und das Lendentuch, das Christus am Kreuze trug. Die Reliquienschätze haben durch Jahrhunderte hindurch Aachen einen bedeutenden Zustrom von Wallfahrten gebracht und damit auch materiellen Gewinn . . ."

Der „materielle Gewinn" ist natürlich die Hauptsache! Er muß früher in Aachen noch größer gewesen sein als jetzt, denn Aachen besaß in der „glaubensstarken" Zeit des Mittelalters noch viel mehr zugkräftige Reliquien, darunter ein Stück der Geißelsäule Christi, einen Teil des Strickes, womit Christus bei der Geißelung gebunden war, ein Stück von seinem Purpurmantel, ein Stück der Dornenkrone, ein Kleid Mariens, Haare Mariens, ein Glied jener Kette, mit der Petrus in Rom gefesselt war usw., usw. Wie bescheiden nimmt sich da der in der geistlichen Schatzkammer der Hofburg in Wien aufbewahrte vom Papst Pius V. herrührende Reliquienbaum aus, über den der „Führer durch die geistliche Schatzkammer", Wien 1929, Seite 79, angibt:

„Reliquienbaum — Goldblech getrieben. Als Früchte Zähne von Heiligen und anderen Reliquien in kleinen Gefäßen, links und rechts unten Milch der hl. Katharina und hl. Maria ...“

Da kann die Stadt Trier schon mit ganz anderem aufwarten! In Trier befindet sich nicht nur eines der größten Stücke des Kreuzes Christi, sondern auch die größten Teile der sterblichen Überreste des Evangeliumschreibers und Apostels Matthäus — bei Lukas 5,27 heißt er Levi —, von dem allerdings nicht einmal die Jesuiten sagen können, ob er irgendwo in Pontus, in Parthien oder in Äthiopien gestorben ist. Aber sein Gebein ist zum Großteil in der nach ihm benannten Kirche in Trier, stets umstellt von einer Menge mächtiger Weihekerzen und bis in die letzte Zeit hinein das Ziel vieler Prozessionen aus nah und fern. Zudem besitzt Trier auch einige (!) Kreuznägel und das bekannteste bzw. dauerhafteste Stück der reichhaltigen Garderobe Jesus von Nazareths — es sind nämlich rund 20 heilige Röcke gezählt — den

„wirklichen“, ungenähten Rock Jesu Christi.

Allzu bekannt ist die Geschichte dieses „heiligen Rockes“, als daß wir sie hier ausführlich zu erzählen brauchten. Er soll von Helena, der Mutter Constantins und Patronin der Nagelschmiede, um 320 von Palästina nach Trier gebracht worden sein, soll dort unbeachtet rund siebenhundert Jahre (!) liegen geblieben sein und wird etwa seit dem Jahre 1000, und zwar fallweise, gezeigt. Er soll seinerzeit mit Jesus Christus an dessen Körper gewachsen sein, was allerdings die anderen neunzehn „heiligen“ Röcke ganz überflüssig gemacht haben muß. Jedenfalls gab der Anblick des „heiligen Rockes“ in Trier jedem gläubigem Beschauer von selbst einen vollkommenen Ablaß für die jenseitigen Folgen aller Vergehen und Verbrechen, was seine ungeheuere Anziehungkraft sehr einfach erklärt. Im 19. Jahrhundert wurde er dreimal — 1810, 1844 und 1890 — ausgestellt, im 20. Jahrhundert bis jetzt einmal, und zwar im Jahre 1933. Was man im Jahre 1810 dazu sagte, ist uns nicht bekannt, wohl aber ist uns manches aus dem Jahre 1844 erhalten. Varnhagen von Ense schrieb in seinen Tagebüchern (zweiter Band, Seite 350):

„Donnerstag, den 29. August 1844. Während in der Hauptstadt das Gewerbe jetzt alle Aufmerksamkeit anzieht, Sinn und Geist beschäftigt, ist auf einem anderen Punkte des Staates der finsterste Aberglaube und rohester Götzendienst die Mitte ungeheuerer Bewegung, zu Trier die Ausstellung des heiligen Rockes! Hunderttausende strömen zu diesem verachtungswürdigen Schauspiel, zu welchem die hohe Geistlichkeit und selbst die Staatsregierung ihr Ansehen herleihen. Es ist eine Schmach, eine Niedertracht, daß dergleichen begünstigt wird!"

Mehr als eine Million Menschen wallfahrteten im Jahre 1844 nach Trier, um den „vollkommenen Ablaß der Sünden(!)" durch den Anblick des „heiligen Rockes" zu gewinnen! Mehr als eine Million Menschen beugten die Knie vor einem Stück toten, jedenfalls einst als Wolle auf Schafen gewachsenen Tuches recht dunkler Herkunft. Im Jahre 1890—1891 waren es — noch mehr! Und im Jahre 1933? O Dummheit, wie zäh ist dein Leben, wie überspringst du mühelos die Jahrzehnte der „Aufklärung"! Ungehört blieb in der Masse des Volkes der nachstehende Warnruf, den „Ludendorffs Volkswarte" („Vorm Volksgericht") am 19. 2. 1933 brachte:

„Der ‚heilige Rock' von Trier.

‚Ausstellung des Heiligen Rockes im Heiligen Jahr.

Trier, 31. 1. Der Bischof von Trier Dr. Bornewasser kündigt im kirchlichen Amtsanzeiger für die Diözese Trier an, daß er die Ausstellung des Heiligen Rockes des Herrn im Heiligen Jahr 1933 anordne. Die Ausstellung beginne am Sonntag, den 23. April und ende am 3. September. Zum letzten Male wurde der Heilige Rock unter Bischof Dr. Korum im Jahre 1891 ausgestellt.'

So meldet es die Presse! Das heilige Jahr 1933/34 soll also dazu benutzt werden, eine neue unerhörte Probe anzustellen, wie weit die ‚Bearbeitung' des Deutschen Volkes durch die katholische Aktion schon gediehen ist. Der Widerhall, zustimmender und ablehnender Art, den die Ausstellung dieser Reliquie hervorrufen wird, wird ein sicherer Maßstab für Rom zur Beurteilung der heutigen Deutschen Geisteszustände sein. Freie Deutsche, gebt die rechte Antwort! Entfacht

einen Sturm der Entrüstung über ganz Deutschland gegen dieses unglaubliche Ansinnen! Bringt eure Ortspresse dazu, die Meldung von der Ausstellung des heiligen Rockes nicht kommentarlos zu bringen, sondern klar die Ablehnung gegenüber solch merkwürdigen Reliquienpraktiken zum Ausdruck zu bringen.

Da die katholische Kirche sich und ihre Einrichtungen vorsichthalber vom § 166 . . . schützen läßt, können wir diese ‚Reliquienausstellung' nicht gebührend ‚behandeln'.

Wir wollen dafür auszugsweise einen Brief zum Abdruck bringen, dem im Jahre 1844, auch anläßlich einer Ausstellung dieses Heiligen Rockes, ein katholischer Priester, Johannes Ronge, veröffentlichte. Ronge wurde dann exkommuniziert und mit einigen anderen katholischen Priestern, die sich ihm angeschlossen, Begründer der „Deutschkatholischen Bewegung", die natürlich im Sande verlief. Wir müssen noch bemerken, daß wir uns die Ausführung Ronges, der ja leider trotz der Trennung von Rom eben Christ blieb, schon aus diesem Grunde nicht zu eigen machen können. Er schrieb:

‚Laurahütte, 1. 10. 1844. Urteil eines katholischen Priesters über den Heiligen Rock zu Trier. Was eine Zeitlang wie Fabel, wie Märe an unser Ohr geklungen: daß der Bischof Arnoldi von Trier ein Kleidungsstück, genannt der Rock Christi, zur Verehrung und religiösen Schau ausstellt, ihr habt es gehört, Christen des 19. Jahrhunderts, ihr wißt es, deutsche Männer, ihr wißt es, Volks- und Religionslehrer, es ist nicht Fabel und Märe, es ist Wirklichkeit und Wahrheit. Denn schon sind, nach den letzten Berichten, fünfmalhunderttausend Menschen zu dieser Reliquie gewallfahrtet und täglich strömen andere Tausende herbei . . . Die Kunde davon dringt durch alle Lande und in Frankreich haben Geistliche behauptet: Sie hätten den wahren Rock Christi, der zu Trier sei unecht. Wahrlich, hier finden die Worte Anwendung: Wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren! Fünfmalhunderttausend Menschen, fünfmalhunderttausend verständige (? d. V.) Deutsche sind schon zu einem Kleidungsstück nach Trier geeilt, um es

zu verehren. Die meisten dieser Tausende sind aus den niederen Volksmassen, ohnehin in großer Armut, gedrückt, unwissend, stumpf und nun ... entschlagen sie sich ihrem Gewerbe, um nach Trier zu reisen zu einem *Götzenfeste*, zu einem unwürdigen Schauspiel, das die römische Hierarchie aufführen läßt. Ja, ein Götzenfest ist es, denn viele Tausende der leichtgläubigen Menge werden verleitet, die Ehrfurcht, die wir nur Gott schuldig sind, einem Kleidungsstücke zuzuwenden ... Tausende der Wallfahrer darben sich das Geld ab für die Reise und *für das Opfer*, das sie dem Heiligen Rock, d. h. *der Geistlichkeit spenden*. Endlich wird durch dieses *ganz unchristliche Schauspiel* dem Aberglauben, der Werkheiligkeit, dem Fanatismus ... Tür und Tor geöffnet.

Und der Mann, der so ... die religiösen Gefühle der leichtgläubigen, unwissenden oder der leidenden Menge *irreleitet*, der dem Aberglauben, der Lasterhaftigkeit dadurch Vorschub leistet, der die deutsche Nation dem Spott der übrigen Nationen preisgibt ... ist ein *Bischof* ... Herr Bischof, wissen Sie nicht, daß der Stifter der christlichen Religion seinen Jüngern und seinen Nachfolgern nicht seinen Rock, sondern seinen *Geist* hinterließ? ... Wissen Sie nicht, daß der gesunde kräftige Geist der deutschen Völker sich erst im 13. und 14. Jahrhundert durch die Kreuzzüge *zur Reliquienverehrung erniedrigen ließ* ...

Doch wenn Sie dies alles vielleicht nicht wüßten, wenn Sie nur das Heil der Christenheit durch die Ausstellung der Trierischen Reliquie erzielten, so haben Sie doch eine doppelte Schuld dabei auf Ihr Gewissen geladen, von der Sie sich nicht reinigen können. Einmal ist es unverzeihlich von Ihnen, daß Sie, wenn dem bewußten Kleidungsstücke wirklich eine Heilkraft beiwohnt, der leidenden Menschheit dieselbe bis zum Jahre 1844 vorenthalten haben.

Zum anderen ist es unverzeihlich, *daß Sie Opfergeld von den Hunderttausenden der Pilger nehmen*. Oder ist es nicht unverzeihlich, daß die Not Hunderte zu Aufruhr und zu verzweifeltem Tode getrieben hat? Lassen Sie sich im übrigen nicht täuschen

durch den Zulauf von Hunderttausenden und glauben Sie mir, daß, während Hunderttausende von Deutschen voll Inbrunst nach Trier eilen, Millionen gleich mir von tiefem Grauen und bitterer Entrüstung über Ihr unwürdiges Schauspiel erfüllt sind.

Schon ergreift der Geschichtsschreiber den Griffel ... und bezeichnet Sie als den Tetzel des 19. Jahrhunderts!

Sie aber, meine deutschen Mitbürger, ob Sie nahe oder fern von Trier wohnen, wenden Sie alles an, daß dem deutschen Namen nicht länger eine solche Schmach angetan werde. Sie haben Stadtverordnete, Gemeindevorsteher, Kreis- und Landstände, wohlan, wirken Sie durch dieselben! Suchen Sie ein jeder nach Kräften und endlich einmal entschieden der tyrannischen Macht der römischen Hierarchie zu begegnen und Einhalt zu tun. Denn nicht bloß zu Trier wird der moderne Ablaßkram getrieben; Sie wissen es ja, im Ost und West, im Nord und Süden werden Rosenkranz-, Meß-, Ablaß-, Begräbnisgelder und dgl. eingesammelt und die Geistesnacht nimmt immer mehr überhand ... Lassen Sie nicht die Lorbeerkränze eines Huß, Hutten, Luther beschimpfen. Leihen Sie ihren Gedanken Worte und machen Sie ihren Willen zur Tat! ...'

Soweit der katholische Priester Johannes Ronge! Wir laden die ‚freie' Deutsche Presse ein, diesen so zeitgemäßen Brief auch nachzudrucken!"

Der Erfolg? Freie Deutsche, Ihr könnet Euch wohl noch besinnen: still blieb es im sonst so rauschenden Blätterwald, mit 60 % Fahrpreisermäßigung der Reichsbahn rollten die Pilgerzüge! Damals lag über vielen Gemütern noch schwärzeste Finsternis, heute wird es denn doch etwas hell, denn dank der rastlosen Aufklärungarbeit des Hauses Ludendorff wurde unglaublich viel Wissen und Wahrheit im Deutschen Volke verbreitet! Heute sind viele Binden von den Augen gefallen, heute lachen viele Millionen Deutscher Menschen, wenn sie durch Zufall z. B. einen „Theresienkalender" des Jahres 1933 in die Hand bekommen und darin lesen:

„Spina-Christi-Rosenkränze
(Fruchtperlen vom Dorne Christi)
per Stück RM. 1.70.

Wenn die Rosenkränze verkauft bzw. bestellt sind, können sie auf Verlangen vor Versand hier mit allen Ablässen geweiht werden, über welche eine gedruckte Erklärung beiliegt. Die Kreuze, welche sich öffnen lassen, werden auf Wunsch mit 2 Reliquien und Agnus Dei eingelegt, deren Echtheit oberhirtlich beglaubigt ist. Der Preis wird durch die Weihe und die Reliquien nicht erhöht. Bei Bezug mehrerer Rosenkränze erfolgt die Zusendung portofrei. Eine Abgabe an Wiederverkäufer kann nicht stattfinden.

Abtei St. Joseph, Thyrnau (Niederbay.),
Postscheckkonto Nürnberg Nr. 9934."

In diesem Falle ist Lachen wirklich gesund, denn es bedeutet Befreiung! Ja, befreien muß sich das Deutsche Volk von dem tausendjährigen Trug, abwenden müssen sich alle Deutschen Menschen vom Modergestank eines Wahns, der weitab liegt von aller Vernunft und dem Deutschen Wesen ganz und gar widerspricht! Hinweg mit dem Modergestank verstaubter Gebeine und zerfressener Gewebe, frei hinein in den Tag Deutscher Gotterkenntnis! Vernichtung der aus dem Orient kommenden Lüge und Sieg jener blutsnahen Wahrheit, die uns das Haus Ludendorff so klar übermittelt!

Wunder und Wallfahrten . . .

„In zweiter Linie erkenne ich die äußeren Beweise der Offenbarung, d. h. die glöttlichen Tatsachen, unter ihnen in erster Linie die Wunder und Weissagungen als sicherste Zeichen des göttlichen Ursprunges der christlichen Religion an und halte sie . . . auch der gegenwärtigen Zeit angepaßt . . ."

„Motu proprio" (Antimodernisteneid) vom 1. 9. 1910, Papst Pius X.

Das Christentum fordert den Glauben an „Wunder", denn es gründet sich auf die „heilige Schrift", die mit den seltsamsten „Wundern" reichlichst gespickt ist. Unter „Wunder" versteht man, nach christlicher Auffassung, einen Vorgang, der dem natürlich erklärbaren Gang irgendeines Geschehens widerspricht, also durch den Verstand nicht erklärbar ist. Woraus man ableiten kann, daß Menschen mit beschränktem Verstand vor viel mehr „Wundern" stehen, als Menschen mit umfangreicher geistiger Schau. Und so ereignen sich denn auch gewöhnlich die „Wunder" im Kreise von „Armen im Geiste", sofern sie nicht ohnehin einem offenkundigen Schwindel entspringen. Die römisch-katholische Kirche betrachtet die „Wunder" als Kennzeichen der göttlichen Offenbarung und bezeichnet sich selbst als „heilig", weil es in ihr „immer Heilige gibt, deren Heiligkeit auch durch Wunder bestätigt wird". Nun können wir leider auf die unzähligen „Wunder" der Heiligenlegenden hier nicht eingehen, wir wollen jedoch an einigen Beispielen aufzeigen, wie manchmal „Wunder" entstehen und wie sie sich auswirken. Vorerst sei eine Begebenheit gebracht, die Liselotte von der Pfalz in einem Brief vom 13. 4. 1681 an die Herzogin Sophie von Hannover behandelt [1]). Diese Begebenheit zeigt uns die Entstehung bzw. den Vor-

[1]) Siehe: „Die Briefe der Liselotte von der Pfalz", Herzogin von Orleans. Verlag Wilhelm Langewiesche-Brand Ebenhausen-München und Leipzig.

gang eines „Wunders", das im Kreise von — Jesuiten geschah. Liselotte von der Pfalz schreibt darüber (Anmerkung: das gesperrt Gedruckte ist von uns):

„Ich weiß gar schöne Historien, davon muß ich Euer Liebden verzählen, so man mir vor drei oder vier Tagen gesagt hat und welche vor drei Wochen geschehen ist im Jesuwitterkolleg; der Chevalier de Lorraine sagt, daß er glaube, daß es sein Sohn ist, der solche Historie getan und daß er täglich desgleichen tue. Es ist ein Schüler, der war gar mutwillig auf allerhand Manier, und die ganze Nacht lief er herum und schlief nicht in seiner Kammer. Da dräuten ihm die Herren Patres, daß, wenn er nicht nachts in seiner Kammer bliebe, wollten sie ihn unerhört streichen (mit Ruten schlagen). Der Bub geht zu einem Maler und bitt ihn, er solle ihm doch zwei Heilige auf die zwei Hinterbacken malen, auf die rechte St. Ignaz von Loyola und auf den linken Hinterbacken St. Franz Xaver; welches der Maler tut. Damit zieht er fein hübsch die Hosen wieder an und geht ins Kollegium und fängt hundert Händel an. Da kriegen ihn die Patres und sagen: ‚Aber diesmal kriegst Du die Rute!' Da fängt der Junge an, sich zu wehren und zu bitten, aber sie sagen, es helfe kein Bitten. Da wirft sich der Schüler auf die Knie und sagt: ‚O heiliger Ignaz, o heiliger Xaver, habt Erbarmen mit mir und tut ein Wunder zu meinen Gunsten, um meine Unschuld zu beweisen.' Indem ziehen ihm die Patres die Hosen ab, und wie sie ihm das Hemd aufheben, um ihn zu streichen, sagt der Bub: ‚Ich bete mit solcher Inbrunst, daß ich sicher bin, daß mein Flehen Erhörung findet.' Wie die Paters die zwei gemalten Heiligen zu sehen bekommen, rufen sie: ‚O Wunder! der, den wir für einen Schelm hielten, ist ein Heiliger!' Damit fallen sie auf die Knie und küssen den Hintern, rufen alle Schüler zusammen und lassen sie in Zeremonie kommen, um den heiligen Hintern zu küssen, welches sie alle getan."

Es ist gar nicht auszudenken, was sich alles aus dem Lausbubenstreich

des jungen de Lorraine hätte entwickeln können, wenn sich nicht der Hoftratsch der Angelegenheit bemächtigt haben würde. Etwa wäre seitens der Jesuiten ein Kult zum „heiligen Hintern“ entstanden usw. Wie weit die Wundersucht dieses als besonders „gescheit“ verschrieenen Ordens geht und welch dumme „Wunder“geschichten die Jesuiten unter das Volk brachten, davon zeugt deutlich der von ihnen herausgegebene, von uns schon mehrfach als Quelle benützte „Stadt- und Land-Katechismus“, der eine stattliche Anzahl solcher Wundergeschichten bringt. Eine davon wollen wir den Lesern dieser Schrift wie folgt übermitteln:

„Es schreibt Lucius Marinäus im 5. Buch seiner spanischen Sachen, im letzten Kapitel, daß er selbst gesehen hat, wie in Spanien in einer uralten Stadt, insgemein St. Dominici-Stadt genannt, ein schneeweißer Hahn und eine solche Henne, zum Zeugnis der Allmacht Gottes erhalten werden aus der Begebenheit folgender Geschichte:

Als einmal ein frommes Paar Eheleute mit einem jungen Sohn nach Compostell zu St. Jakob wallfahrten ging, nahmen sie Einkehr und blieben über Nacht in obgenannter Stadt bei einem Wirt, der eine mannbare Tochter hatte. Dieser gefiel der Jüngling wegen seiner Schönheit dermaßen gut, daß sie eine ungeheuerliche Liebe zu ihm empfunden, eine solche Gegenliebe von dem Jüngling zu erhalten. Indem aber der keusche Jüngling ihr Begehren über alles verachtete und sich weigerte, hatte sie einen Haß wider ihn gefaßt. Sie ging in der Nacht hin, nahm einen silbernen Becher von ihrem Vater und steckte denselben heimlich in den Ranzen des Jünglings. Als sich dann am anderen Morgen die Eltern mit ihrem Sohn auf den Weg machten und schon zur Stadt draußen waren, da machte die Wirtstochter einen Tumult und klagte an, daß die Beherbergten einen silbernen Becher mitgenommen hatten Die Klage gelangte alsbald auch vor den Schultheiß oder Stadt-Richter, welcher ihnen auch gleich einen Stadtdiener nachschickte und sie wieder zurück und vor sich führen ließ. Er hielt ihnen ernstlich den begangenen Diebstahl vor, weil sie es allesamt leugneten, es begangen zu haben. Er befahl selbe aus-

zusuchen, und des Wirtes gottlose Tochter fand den Becher bei dem Jüngling zum größten Herzenleid seiner frommen Eltern. Auf den mutmaßlichen öffentlichen Diebstahl erzürnte der Stadtrichter und befahl, ohne weitere Nachforschung der Wahrheit, den unschuldigen Jüngling am nächsten Galgen aufzuhängen. So geschah es auch. Die bis in den Tod betrübten Eltern beweinten heftig den Tod ihres Sohnes, gingen darnach fort nach Compostell zu St. Jakob. Dort verrichteten sie ihr Gelübde und ihre Andacht, klagten auch Gott und St. Jakob ihr Herzensleid und zogen dann wieder zurück an den Ort, in dem ihr lieber Sohn gehenkt wurde. Die Mutter ging hin zum Galgen, bitterlich weinend und klagend. Was geschah? Der erhenkte Sohn hebt an zu reden und sagt: ‚Ach, meine liebe Mutter, höre auf wegen meiner zu weinen, denn ich lebe noch und bin ganz gesund aus gnädiger Hilfe und Beistand der jungfräulichen Mutter Gottes Maria und St. Jakobs. Gehe also nur hin zum Stadtrichter, ihm zu melden, daß er mich gesund und lebendig wegen meiner Unschuld los lassen und dir wieder geben soll.‘ Die Mutter eilte voll Freuden schnell hin zum Stadtrichter, findet ihn beim Tisch sitzen, vor sich liegend einen gebratenen Hahn und eine gebratene Henne. Sie redete ihn also demütig an und bittet ihn, er wolle doch ihren Sohn vom Galgen ledig und los machen, da er ja noch lebe wegen seiner Unschuld. Der Richter meinte, das Weib sei nicht bei Sinnen und habe nur geträumt, lachte und sprach: ‚Ja, dein Sohn lebet, genau so wie diese gebratenen Vögel!‘ Kaum sprach er diese Worte, da war der Hahn und die gebratene Henne wieder lebendig und mit weißen Federn versehen! Der Hahn krähte gleich auf dem Tisch, über selbes der Richter sehr erschrocken war. Er stand vom Tisch auf, rief die Priester und Bürgerschaft zu sich, erzählte ihnen alles, was sich begeben hatte und ging dann mit allen hinaus zum Galgen. Sie fanden den Jüngling wirklich noch frisch und gesund, weshalb er auch dann vom Strick erledigt und seinen Eltern zugestellt wurde. Der Richter, die Geistlichen und Bürger besprachen sich dann, den Hahn und die Henne zum ewi-

gen Andenken an Gottes Allmacht in ihrer Kirche aufzufüttern und fingen selbe dann. Mit großer Festlichkeit wurden sie in die Kirche getragen, dort verschlossen und gut verwahrt. Nach sieben Jahren, bevor sie starben, haben sie ein anderes, ihnen an Farb und Größe anpassendes Paar, also einen Hahn und eine Henne erzogen, was also immer nach sieben Jahren geschah, durch göttliche Verordnung, ein so ein großes Wunder ist. Es werden aber auch den mit richtiger Verwunderung durchreisenden unzählbaren Pilgern eine Feder von diesen Hühnern mitgegeben. Und doch erscheint an ihnen gar kein Mangel an Federn, sagt der oben angezogene Autor, er habe sie auch selbst gesehen und eine Feder mitgenommen. Ira Flores Exemplorum p. 2. cap. 3. tit. 60. Exemplo 8., wo Du viel von Wallfahrten lesen kannst."

Da ist doch eine ganze Serie von „Wundern" geschildert, um den lieben Christgläubigen das Wallfahrten recht schmackhaft zu machen. Wo sich „Wunder" begeben, folgt ihnen nämlich stets auf dem Fuß die Wallfahrt, denn diese ist nicht nur ein wirksames Erziehungmittel des Glaubens, sondern sie bringt den Veranstaltern auch — Geld! Am Anfang steht immer irgend ein „Wunder", dann entwickelt sich daraus der Wallfahrtort! So ist es auch gewesen in unzählbar vielen Fällen bei uns. Aus dem Wust der Geschehnisse heraus greifen wir, um nur ein Beispiel zu geben, den Fall von Waltringen, worüber uns eine alte, augenscheinlich aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammende, gedruckte Beschreibung berichtet:

„Als ein frommer Geistlicher das hl. Meßopfer gleich von Anbeginn mit treu, und thränenvoller Andacht bittvoll verichtete, denkte er, ob in dem opfernden Brot und Wein das wahre Fleisch und Blut enthalten sei? Und wahrlich unversehens hat der Geistliche den Kelch umgestoßen, woraus des hl. Blut Christi auf dem Leintuch, oder Corporal genannt, geflossen; und nach jeder Beblutung zeigte sich ein gekröntes Haupt Jesu Christi, deren elf waren, und in der Mitte als das zwölfte die ganze Gestalt unseres Heilandes."

Dieses „Wunder" des „heiligen Blutes zu Waltringen" wurde, wie die Beschreibung kundtut, vom Erzbischof von Mainz dem Papst angezeigt, der es „vollkommen approbierte" und mit „großen Ablaßbriefen begnadigt" hat. Jeder Mensch, der das zwölfköpfige „wundertätige" Gnadenbild küßt und dabei ein Vater Unser und Ave Maria betet, erhält „von Gott, nach reumütiger Buß, das ewige Leben". Zur besonderen Verehrung des „Wunder"bildes wurde ein eigenes Gebet geschaffen, in dem Christus angerufen wird als der „blutige Bräutigam meiner Seele". Solche und ähnliche Beispiele ließen sich genug anführen, wir wollen aber in die Zeiten der Gegenwart eilen und uns ein „Wunder" betrachten, das nach der gut katholischen „Tiroler Bauernzeitung" (lt. Nachdruck der „Neuesten Zeitung" [Innsbruck] vom 29. 8. 1931 (!) wie folgt beschaffen war:

„Am 9. August dieses Jahres fand die Primiz des Hochw. Herrn P. Ferd. Maaß des Jesuitenordens in Ried in Tirol statt. Kurz vorher wurde der Primiziant in der Jesuitenkirche in Innsbruck zum Priester geweiht, wobei auch die Eltern desselben, Alois und Anna Maaß, geb. Jörg, Bauersleute aus Hohlenegg bei Ried in Tirol, anwesend waren. Als die Eltern des Primizianten spät abends nach Hause kamen, übergab ihnen der Nachbarssohn N. Mark in Hohlenegg ein braunes Hühnerei, welches eine Henne der Frau Anna Maaß am Tage der Priesterweihe gelegt hatte. Dieses Ei ist auf einer Seite mehr abgeflacht und zeigt deutlich die Abbildung des höchsten Gutes (Monstranz). In der Mitte die weiße Hostie und rings herum im Kreise Zacken bräunlicher Farbe; diese Zacken sind fast so groß wie ein Roggenkorn, meist zwei solche zusammen und ziemlich regelmäßig gestellt. Die Eheleute Maaß und auch die Angehörigen sowie der Primiziant waren natürlich von dem eigenartigen Ereignis freudig überrascht, und in kurzer Zeit bildete das seltene Ei allgemein den Gesprächsstoff in Ried. Mittlerweile überbrachte man das wunderbare Ei ins Versorgungshaus der Barmh. Schwestern in Ried, wo es eine Barmh. Schwester behutsam an der Spitze anbohrte und austrank, worauf das leere Ei in einen Glassturz gegeben und von einer Oberin, Schwester Gudefrieda, aufbewahrt worden ist. Die Mutter, Frau Anna Maaß,

geb. Jörg, hat nun schon seit mindestens 15 Jahren täglich ein Ei von dem täglichen Eiererhalt auf die Seite gelegt, den Erlös hiervon zur Lesung von hl. Messen bei den Kapuzinern in Ried verwendet, und zwar für die armen Seelen, mit der Meinung, daß ihr Sohn Ferdinand ein guter Priester und Diener des Herrn werde. Ihr Wunsch ist erfüllt worden, an dem Tage der Priesterweihe ihres Sohnes Ferdinand ist das Ei mit der Abbildung der heiligen Monstranze auf ihrem Hof in Hohlenegg von einer ihrer Hennen gelegt worden, gleichsam als überirdische Bestätigung, daß Gott ihren Wunsch erfüllt habe."

Wer weiß, was in fünfzig oder hundert Jahren, falls bis dorthin nicht die christkatholische Menschheit etwas klüger geworden ist, aus dem „Wunder"ei der „Wunder"henne von Ried in Tirol gemacht wird. Etwa wird sich die Eischale in einem goldenen Gefäß befinden, darüber eine mächtige Wallfahrtkirche gebaut ist, zu der massenhaft Gläubige wallen! Man lache nicht ob solcher Zukunftschau, wir wissen, der Ursprung vieler „berühmter Wallfahrtorte" hat eine noch — dümmere Ursache gehabt. Die „Wunder" versiegen nicht, denn die römisch-katholische Kirche braucht ihre fallweisen „Wunder" zur Auffrischung des Glaubens. Eines der letzten aufsehenerregenden Wunder" begab sich erst vor einigen Jahren, und zwar im Jahre 1934 in Asti in Italien. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" vom Sonntag, den 18. 3. 1934 schrieben darüber:

„Das blutende Kruzifix. Eine seltsame Erscheinung in der Toskana.

H. L. Rom, 17. März.

Wundersame Vorkommnisse haben das sonst so ruhige, in der Toskana gelegene Städtchen Asti zum Schauplatz einer ungewohnten Volkserregung gemacht. Die Kunde geht von Mund zu Mund, daß in dieser Stadt ein kleines Kruzifix, das an einem Betstuhle im Hospiz der Josephitermönche angebracht war, an zwei verschiedenen Tagen, am 11. August und am 27. September des vorigen Jahres plötzlich Leben angenommen habe. An der rechten Hüfte dieser Christusfigur habe sich eine Wunde geöffnet, aus der dann lebendes menschliches Blut hervorgequollen sei. Aber erst vor einigen Tagen

hat das Kirchengericht der Diözese, das bis dahin über die Vorkommnisse größtes Stillschweigen gewahrt hatte, um die Untersuchung einwandfrei durchführen zu können, ein Dekret erlassen, in dem nachstehende Punkte angeführt sind: 1. Die Vorfälle, die von zahlreichen glaubwürdigen Zeugen bestätigt worden seien, müßten als wirklich geschehen betrachtet werden. 2. Das aus dem Kruzifix gequollene Blut habe sich auf Grund einer chemischen Analyse als wirkliches menschliches Blut erwiesen. 3. Jeder Verdacht, es könne sich hierbei um einen Trick, eine Mystifikation oder eine Simulation handeln, müsse sowohl den besonderen Umständen als auch den einwandfreien Zeugenaussagen nach, auf das Entschiedenste zurückgewiesen werden. 4. Schließlich müßten die Vorfälle als außergewöhnlich betrachtet werden, und es sei unmöglich, sie mit Hilfe des bloßen Menschenverstandes zu deuten.

Über die Vorkommnisse selbst erfährt man, daß das kleine Hospizzimmer, in dem sich das Wunder ereignet haben soll, von einer Frau bewohnt war, die an einem schweren Leiden darniederlag. Am 11. August vorigen Jahres habe die Kranke kurz nach Mittag das Bett verlassen, um vor dem Kruzifix zu beten. Als sie das Kruzifix ansah, habe sie wahrzunehmen geglaubt, daß sich die heilige Figur bewegte, seufzte und angestrengt zu atmen begann. Genau um 1 Uhr habe sich an der rechten Hüfte der Christusfigur eine Wunde geöffnet, aus der langsam ein feiner Streifen lebenden Blutes hervorgesickert sei. Die Frau habe die Hüfte mit dem Finger berührt, diesen aber sofort wieder zurückgezogen, als sie wahrnahm, daß er mit Blut benetzt war; sie habe das Kruzifix abgewaschen und abgetrocknet, dennoch sei das Blut weitere zehn Minuten lang geflossen. In ihrer Erregung habe sie eine Zimmernachbarin herbeigerufen, die ebenfalls erschrak, als sie nach einer Berührung der Stelle an ihrem Finger warmes Blut feststellte. Dasselbe Wunder habe sich nachmittags um 3 Uhr und um 5 Uhr wiederholt. Am nächsten Tage wurde ein Geistlicher benachrichtigt, der sofort eine Untersuchung einleiten ließ, nachdem ihm von den Frauen der Vorgang geschildert worden war.

Am 27. September soll das Kruzifix, das mittlerweile in einem Schranke des gleichen von der Kranken bewohnten Zimmers eingeschlossen worden war, erneut zu bluten begonnen haben. Die Kranke habe sofort die Oberschwester des Hospizes rufen lassen, die zunächst etwas Blut aufgefangen und hierauf einige Geistliche habe kommen lassen. Der erste Geistliche, der hinzukam, habe das Blut noch aus der Wunde träufeln sehen. Später habe man auf Grund einiger Teilchen geronnenen Blutes, die von der Wunde der Christusfigur losgelöst worden seien, eine chemische Analyse vorgenommen, die den Nachweis erbracht habe, daß wirkliches menschliches Blut aus der Wunde geflossen sei.

Seit dem erwähnten Kirchenurteil strömen nun ungeheure Menschenmengen nach Asti, die vor dem wundersamen Kruzifix beten wollen. Das Kruzifix wurde in feierlicher Prozession, an der auch ein Bischof teilnahm, dem Dom zugeführt und dort in der ‚Capella della Passione' aufgestellt."

Blutende, weinende, sich bewegende und — sprechende Kruzifixe hat es schon viele gegeben. Ein Kruzifix, dessen Figur die Augen verdreht, die Lippen bewegt, den Kopf neigt und zeitweilig Blut schwitzt, ist in der Kirche zu Limpias in Spanien zu sehen und wird heiligmäßig verehrt. Ein weinender, den Kopf und die Augen bewegender Christus befand sich bis zur Reformation in der St. Paulkirche in London, allerdings nicht in Bewegung gesetzt durch Gottes Wunderkraft, sondern durch einen ganz gewöhnlichen Mechanismus. Ein „sprechendes" Kruzifix hat sogar tief in die Geschichte des Deutschen Volkes eingegriffen, und zwar das heute noch in der Wiener Hofburg aufbewahrte Kruzifix Kaiser Ferdinand II., von dem aus dieser Träger der blutigen Gegenreformation zur rechten Zeit die Worte vernommen haben will: „Ferdinand, ich werde dich nicht verlassen!" Etwas sonderbar ist es, daß diese blutenden, weinenden, sich bewegenden und — sprechenden Kruzifixe von der Pfaffheit als zu „heilig" betrachtet und bezeichnet werden, um sie einer „profanen" Untersuchung auszusetzen. Das gleiche gilt auch für das sich fallweise immer wiederholende Aufwallen des in Neapel auf-

bewahrten angeblichen Blutes des „heiligen" Gennaro, über den uns „Meyers Lexikon" folgende Auskunft gibt:

„San Gennaro, christlicher Heiliger, Bischof von Benevent, angeblich Märtyrer zu Puteoli. Seine Gebeine ruhen in der Kathedrale zu Neapel, dessen Schutzheiliger er ist, das Haupt und zwei Blutfläschchen, in denen bei seiner Enthauptung sein Blut aufgefangen wurde, werden in der Schatzkammer aufbewahrt. Im Mai, im September und Dezember werden unter feierlichen Zeremonien die Blutfläschchen dem Haupt genähert. Dann soll das vertrocknete Blut von selber wieder flüssig werden. Ein treffliches Agitationsmittel in der Hand des Klerus."

Auch im Vorjahr und heuer konnten die Zeitungen berichten, daß das vertrocknete Blut des „heiligen Gennaro" wieder flüssig ward und aufwallte und daß die darauf harrende riesige Menschenmenge darob in einen wahren Freudentaumel verfiel. Schon oft haben Gelehrte die ganz natürliche Lösung dieses „Wunders" erklärt, aber die Pfaffheit kümmert sich nicht darum und auch das fromme Volk will in seiner Wundersucht befriedigt sein. Also gilt heute noch ein Vorgang, den jeder halbwegs physikalisch sattelfeste Gymnasiast als natürlich zu erklären vermag, als regelrechtes, von Gott verursachtes „Wunder", das allerdings den Verstand nicht belastet, aber viel Neugierige heranzieht und — Geld bringt. Manchmal ist allerdings der Schwindel derart plump, daß sogar die römische Kurie dagegen einschreiten muß. So konnte man am 15. 7. 1937 in verschiedenen katholischen Zeitungen lesen:

„Vatikan, 12. Juli. Im vergangenen Jahre machte ein angebliches eucharistisches Wunder, das in Pagancio Sabino vorgefallen sein sollte, erhebliches Aufsehen. Der dortige Ortspfarrer behauptete, daß am 26. Juli 1936, als er das heilige Opfer zelebrierte, beim Zerbrechen der konsekrierten Hostie vor der Kommunion Bluttropfen aus dem heiligen Brote herausgespritzt seien. Die kirchliche Obrigkeit hat den Vorfall sofort durch das heilige Offizium genauestens untersuchen lassen. Das Urteil dieser Kongregation, welches vom Heiligen Vater bestätigt wurde, liegt nun vor. Darin wird festgestellt, daß es sich beim

angeblichen Wunder um eine *aufgelegte Fälschung* handelt. Über den schuldigen Pfarrer wurde die große Exkommunikation verhängt und er strafweise dauernd in den Laienstand zurückversetzt."

Wäre der „schuldige Pfarrer" nur einer Selbsttäuschung zum Opfer gefallen, würde er sicher nicht gemaßregelt worden sein, denn über die *Möglichkeit* eines solchen „Wunders" gibt es für die römische Kurie und die ganze römisch-katholische Kirche keinen Zweifel! Also muß der Pfarrer von Paganico Sabino schon einen ganz aufgelegten Schwindel in Szene gesetzt haben, um *seinen* Wallfahrtort zu bekommen, vielleicht gab es auch eine — *Konkurrenz*, die solches nicht duldete! Jedenfalls zeigt dieses Beispiel, wie „Wunder" gemacht werden! In fast allen Fällen folgt einem solchen „Wunder" die Aufrichtung eines großen Wallfahrtgeschäftes. Dazu braucht man fallweise immer wieder neue Zugmittel, denn es scheint, daß mancherorts das Wallfahrten schon ziemlich nachläßt, sonst hätte es der Bischof von Königgrätz in Böhmen, Monsignore *Picha*, nicht nötig gehabt, einen eigenen Hirtenbrief über die Bedeutung der Wallfahrten und den Besuch der Wallfahrtheiligtümer ergehen zu lassen. Nach der „Deutschen Presse" vom 9. 4. 1936 heißt es u. a. in diesem Hirtenbrief:

„*Gott hat heilige Orte und Heiligtümer auserwählt* und vor allen anderen begnadigt und es ist sein Wille, daß wir Ihn und seine Heiligen dort besonders ehren; dort läßt er seine Gnaden *reichlicher* fließen als anderswo . . . Im ehrwürdigen Wallfahrtsheiligtum fühlt sich der *Mensch näher bei Gott.* Fern von seiner Heimat und seinem täglichen Kummer beschäftigen ihn nur seine *geistigen* Bedürfnisse. Heller als sonst steht vor seinen Augen die Ewigkeit. Getroffen vom Strahl der Gnade und angeklagt von seinem Gewissen, *fällt er bußfertig vor dem Stellvertreter Gottes auf die Knie, wobei sich himmlischer Gnadentau in seine verschmachtende Seele senkt . . .*"

Man stelle sich vor: ein unnatürlich bemaltes Marienbild, ein weißer Hahn mit einer weißen Henne, ein zwölfköpfiges Christusbild, ein „blutendes" Kruzifix, ein Fläschchen mit aufwallender Flüssigkeit — alles

„heilige“ Orte, in denen der Mensch „näher bei Gott“ sein und vor dem „Stellvertreter Gottes“, dem geweihten Wallfahrtverwalter, „bußfertig auf die Knie“ fallen soll. Das Grauen überkommt jeden halbwegs klar denkenden Menschen! Der Herr Bischof von Königgrätz, an Kirchendunkel und Weihrauchgeruch gewöhnt, hat offensichtlich gar keine Ahnung von jenem wirklich gottnahen Gefühl, das geistig und seelisch unverdorbene Menschen übermannt auf den lichten Höhen der Berge, in der hellen Unendlichkeit der Meere, beim Aufschauen in die Sternenpracht, im Betrachten eines gottdurchseelten Kunstwerks! Wie verächtlich klein ist dagegen ein Fläschchen mit vertrocknetem „Blut“, von dem kein Mensch weiß, woher es kam und aus welcher Quelle es stammt! In ein Nichts müssen all' diese irgendeinem Schwindel erwachsenen „Wunder“ versinken gegenüber dem wirklichen Wunder des Wachsens eines einzigen Grashalms, gar nicht zu reden vom geheimnisvollen Raunen der Stimme des Rasseerbgutes im Menschen! Gottnähe ergibt sich im innigen Verweben des menschlichen Geistes mit dem gottdurchseelten All der Natur und mancher Höchstleistung menschlicher Kultur, aber nicht im Seelenkerker dunkler Kultbauten! Gottnahe fühlt sich der innerlich freie, sich selbst und seinem Volk in jeder Weise verantwortungbewußte Mensch, wenn er Schönes zu schaffen vermag und voll stolzer Freude seinen Blick in die Unendlichkeit richtet! Der andere aber, der „bußfertig vor dem Stellvertreter Gottes (!) in die Knie“ fällt, ist ein willenloser Sklave seiner eigenen Dummheit, die ihn lebenslang hindert, auch nur einen einzigen Blick in die Höhen wahrhaft göttlichen Erlebens zu tun, so daß seine Seele verkümmern muß in der Finsternis gehaltlosen Fetischdienstes.

Das liebe Geld . . .

„Sagt an, Herr Stock, hat euch der Papst hieher gesendet,
Daß ihr ihn reich macht und uns arme Deutsche pfändet?
Wenn der gefüllte Schrein nun kommt zum Lateran,
So tut er ärgere List, als er bisher getan.
Er sagt uns dann, wie sehr das Reich verwirret worden,
Bis er den Schatz gefüllt mit Gütern aller Orten.
Ich glaub', des Silbers kommt nicht viel ins heil'ge Land,
Denn großen Schatz verteilt nur selten Pfaffenhand.
Herr Stock, ihr seid zum Nachteil uns gesandt,
Daß ihr in Deutschland Narren sucht von allen Sorten."

Der „Opferstock" von Walther von der Vogelweide (1170 bis 1230).

Es hieße das Wissen der Leser dieser Schrift gering einschätzen, wollten wir hier viel Worte machen über die Geldgier[1]) der Päpste des Mittelalters, die alles käuflich machten, was den Gläubigen heilig dünkte. Männiglich bekannt ist es, daß sie einfach aus allem ihre Geldtruhen füllten, sie verkauften den Heiligenschein ebenso wie die Knochen der Katakomben, die Bischofsitze ebenso wie die Schreiberstellen, sie verkauften sogar die einstmals abzubüßenden Jahre der Seelen im „Fegefeuer". Allgemein bekannt sind die Worte, die man dem Ablaßkrämer Tetzel in den Mund gelegt hat: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt." Und ebenso beweglich wie die Klage Walthers von der Vogelweide war dreihundert Jahre nachher die des römisch-katholischen Geistlichen (!) Thomas Murner (1475 bis 1537), der in seiner „Narrenbeschwörung" (1512) u. a. schrieb:

„Wir kaufen unser Glück und Heil!
Sag mir, was ist jetzt nit feil?
Jugend, Ehr und Ehrbarkeit
Verkauft uns alles die Geistlichkeit!
Reu und Leid um unsere Sünd'
Dieselbe auch man käuflich find't . . ."

---

[1]) S. Prof. Berger, „Der Materialismus des Christentums", Ludendorffs Verlag, München.

In Mengen klangen die Gelder im Kasten, wanderten zu den Ablaßpächtern und von dort, zum Gutteil, nach Rom. Daneben floß der Peterspfennig, rollten die Palliumgebühren und hunderterlei andere Abgaben. Nichts, rein gar nichts, tat und tut der „heilige Stuhl" umsonst, er ließ und läßt sich von seinen „Armen im Geist" sogar die — Heiligsprechungen zahlen! Was bei der Massenerzeugung neuer „Heiliger" allein an Geld beim Vatikan eingeht, läßt sich daraus ermessen, daß eine „Heiligsprechung" den Gläubigen des betreffenden Volkes oder der also besonders geehrten Gegend auf rund 370 000 Francs zu stehen kommt, denn so hoch belaufen sich die verschiedenen Abgaben, „Untersuchungen", Dekrete, Zeremonien usw. Einhundert „Heilige" = 37 Millionen Francs! Als im Jahre 1903 wieder einmal ein größerer Heiligenschub fällig war und die Kosten hiefür erörtert wurden, meinte das „Päpstliche, katholische Jahrbuch (Jahrgang 1903, Seite 407):

> „Es handelt sich zwar in Wahrheit um eine ansehnliche Summe; aber was bedeuten die Goldkilos gegen die Glorie, die den zum Heiligen erhobenen Diener Gottes umfängt."

Nun haben zwar die römisch-katholischen Christen in Deutschland nicht viel von der Glorie, die z. B. den erst im Jahre 1925 heilig gesprochenen Jesuitenpater Petrus Canisius umfängt, aber sie mußten — natürlich indirekt, d. h. durch die Jesuiten — mit aufkommen für die Kosten der Heiligsprechung dieses aus Niederland nach Deutschland gekommenen „ersten deutschen Jesuiten". Die römisch-katholischen Deutschen besitzen also seit 1925 einen neuen Heiligen, Rom aber die Kultausnützung und das daraus fließende Geld! Und um dieses Geld dreht sich schließlich ja alles, die Pfaffheit weiß nur zu gut, daß Geld in den meisten Fällen auch Macht bedeutet, und um diese ist es ihr besonders zu tun. Treffend sagte einmal ein alter Bauer nach einer besonders kräftigen Predigt eines Pfarrers zum Schreiber dieser Zeilen: „Vom lieben Gott und der ewigen Seligkeit reden sie, das Geld und die weltliche Macht meinen sie!" Und so ist es denn auch, wie es uns, besonders in gut römisch-katholischen Gegenden, tagtäglich vor Augen tritt. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß man etwa auf

protestantischer Seite das Geld verschmähen wollte. O nein, aber im Rennen ums Geld können die protestantischen Geldsorger den römisch-katholischen beiweitem nicht nach! Ihr Bemühen mutet, im Vergleich zu dem ihrer „Kollegen" von der anderen Fakultät, oft geradezu stümperhaft an! Es fehlt ihnen das „Großzügige" in der Geldsorge, es fehlt ihnen auch das Fegefeuer, der Marienkult, die „Seelenmesse", der Ablaß und noch vieles andere mehr, was sicher, mühelos und massenhaft Geld einbringt. Auch haben sie nicht eine so leicht scherbare Herde, wie die im römisch-katholischen Pferch, bei der sich unendlich viel Schäflein befinden, die sich geradezu zum Schermesser drängen. Ein kleines Beispiel hiefür entnehmen wir der Neujahrsfolge einer Zeitung des Jahres 1887:

„Man schreibt aus Rom: ‚Die Damen der hohen Aristokratie haben für den Papst einen Teppich angefertigt, bei welchen man unter folgenden Bedingungen zur Mitarbeiterschaft zugelassen wurde: Für je 50 Stiche, die man daran arbeiten durfte, mußte der Preis von einem Frank erlegt werden. Trotzdem war die Beteiligung eine so große, daß eine bedeutende Anzahl Bewerberinnen zurückgewiesen werden mußten. Mehrere Damen hatten sich das Recht gesichert, größere Stücke arbeiten zu dürfen. Der Teppich, der eine bedeutende Ausdehnung besitzt, wanderte seit nahezu 9 Monaten in den römischen Boudoirs umher. Eine Deputation gleich gekleideter junger Mädchen überreichte dem Heiligen Vater das Geschenk."

Das ist, wie gesagt, nur ein ganz kleines Beispiel der römisch-katholischen Geschäftstüchtigkeit, die sicher mehr als eine Million Francs eingebracht hat. Überhaupt braucht der Papst nur ein paar Minuten zu beten, und das Geld fließt ihm stromweise zu! Wer dies nicht glaubt, der hole sich diesen Glauben aus der „Münchener Katholischen Kirchenzeitung" Folge 2 vom Jahre 1930, aus der er wörtlich entnehmen kann (die Sperrungen stammen von uns):

„Schon seit langem hatte der Heilige Vater daran gedacht, ein russisches Kolleg zu bauen, aber er zögerte noch immer mit der Ausführung des Planes, weil er ein solches Unternehmen nicht beginnen wollte, bevor die Mittel dazu sichergestellt waren. In seiner Un-

sicherheit betete er in ganz besonderer Weise zur heiligen Theresia vom Kinde Jesu, die er kurz zuvor zur Patronin der gesamten kaholischen Mission bestimmt hatte. Sie sollte ihm zeigen, was er, dem Willen Gottes entsprechend, hier zu tun habe. Einen Tag, nachdem er sein Gebet zur Heiligen begonnen hatte, erhielt er einen Brief von der Priorin in Lisieux, dem Kloster, in dem die hl. Teresia gelebt hatte. Sie schrieb dem Heiligen Vater, aus allen Ländern der Welt erhalte sie soviel Almosen zugesandt, daß sie sie nicht für das eigene Haus gebrauchen könnte. Im Einverständnis mit allen anderen Schwestern stelle sie deshalb das Geld dem Heiligen Vater zur Verfügung. Der Papst war über dieses Anerbieten hocherfreut, sah darin die Erhörung seines Gebetes und gab sofort den Auftrag, den Bau des Kollegs zu beginnen. In seinem Dankesschreiben an die Schwester sagte er, er wolle das Anerbieten vorläufig nur für zwei Jahre annehmen, da er glaube, damit das Kolleg bauen zu können. Und in der Tat ist in zwei Jahren der prächtige Bau fertiggestellt worden. Der Heilige Vater erzählt diese wunderbare Gebetserhörung in seiner apostolischen Konstitution für das Kolleg."

In Ansehung solcher „Wunder" ist es erklärlich, wenn es im Vatikan keine Geldkrisen, Valutaschwierigkeiten usw. gibt, denn dafür sorgen schon die „Armen im Geist" aus aller Welt! Es gibt ja keine Kulthandlung in der römisch-katholischen Kirche — etwa die Firmung, die Beichte und die Kommunion ausgenommen — für die nicht bezahlt werden müßte, es gibt keine Kirche ohne Klingelbeutel und Opferstock, es gibt nur verhältnismäßig wenig „arme Seelen" im „Fegefeuer", für die nicht wenigstens eine Messe gelesen und bezahlt würde! Umsonst ist bei der römisch-katholischen Kirche fürwahr nur der Tod — nicht aber das Glockengeläute beim Begraben! Vom zerknüllten Staniolpapier bis zum ausgebrochenen Goldzahn erstreckt sich der Sammeleifer der Pfaffheit, bald für Heidenkinder, dann für Priesterstudenten, dann für Kirchenbaue, dann für die „armen Seelen", dann für die Missionen usw. So erließen z. B. die Benediktiner-Missionäre von Münsterschwarz-

bach bei Bad Kissingen in Bayern im Jahre 1931 bzw. 1932 einen Bettelbrief, in dem es u. a. heißt:

„Wir haben ein Kästchen und darin sammeln wir Silber, Gold und Edelsteine, alten Schmuck, Ringe, Ohrgehänge, Silberbestecke, echte und unechte Steine, Ketten und Spangen, Nippsachen aus Edelmetall (ganz und zerbrochen), altes Silber- und Goldgeld, das sonst keinen Sammelwert hat, usw. Wenn immer genug beisammen ist, lassen wir davon einfache Kelche, Ciborien und Monstranzen für unsere Missionen anfertigen. Auf diese Weise werden auch Wertsachen, die man aus Ehrfurcht vor den Eltern, die sie getragen, usw., einer würdigen Bestimmung zugeführt.

Nicht wahr, da könnten Sie auch mitmachen?"

In den früheren Jahrhunderten sind ganze Ströme Deutschen Geldes über die Alpen nach Rom geflossen, im zwanzigsten Jahrhundert noch fließen — jetzt allerdings und zwangsläufig etwas spärlicher — ganze Bächlein voll via Rom in die „Missionen" nach Afrika und wer weiß wohin! Alle möglichen und erdenklichen Orden befassen sich mit der „Bekehrung" und Bekleidung von Heidenkindern, wobei sie sich das dafür nötige Geld im Lande ihrer Niederlassung erbetteln. In welch' aufdringlicher, ja widerlicher Form dies manchmal geschieht, sei gezeigt aus dem „Pallotiner Missionskalender" für das Jahr 1932, der seine Leser wie nachfolgend „anging":

„Die beste Kapitalanlage ist die, die Dir zeitlebens sichere Zinsen bringt und Dir als Gott wohlgefälliges Werk auch noch im Himmel dereinst weiter verzinst wird. Du kannst sie machen, indem Du Dein freies Geld dem Missionswerke der Pallotiner zur Verfügung stellst —, sei es als Darlehen auf Kündigung zum bankküblichen Zinssatz oder als sog. Leibrentenstiftung zu einem entsprechenden, am besten in den einzelnen Fällen mit uns zu vereinbarenden höheren Zinssatz. — Zu diesem Zwecke brauchst Du nur auf das Postscheckkonto der Missionsanstalt der Pallotiner G. m. b. H., Limburg (Lahn), Frankfurt a. M. Nr. 3731 den betreffenden Betrag einzuzahlen und uns etwa wie folgt zu schreiben:

‚Ich übergebe der Kongregation der Pallotiner in Limburg (Lahn)

hiermit RM. .... zum Besten ihres Missionswerkes. Von dieser Summe sollen mir bis zu meinem Tode jährlich . . . Prozent Zinsen gezahlt werden. Auch behalte ich mir das Recht vor, bei etwa eintretender Notlage das Kapital ganz oder zum Teil zurückzufordern.' (Folgt Ort, Datum und Unterschrift.)

NB! Eheleute oder Geschwister können auch gemeinsam eine derartige Stiftung machen und sich den Zinsgenuß bis zum Tode des letztlebenden Teiles vorbehalten. — Wer zum Anfang auch noch keinen größeren Betrag geben kann, möge die Stiftung ruhig mit einem kleinen Betrag beginnen, um ihn dann später, wenn es die Verhältnisse erlauben, zu erhöhen. — Nähere Auskunft erteilt auf Wunsch das Provinzialat der Pallotiner, Limburg a. d. Lahn.

Unsere liebwerten Freunde und Gönner in der Schweiz mögen sich um Auskunft in dieser Angelegenheit wenden an die Pallotiner-Missionäre, Gossau (St. G.)."

Mit Recht fragte „Ludendorffs Volkswarte", die am 27. 3. 1932 diesen absonderlichen Geldabzapfungversuch der weiteren Öffentlichkeit bekanntgab: „Was meinen die hungernden Deutschen dazu?" Hätten damals andere Zeitungen ebenfalls den Aufruf abgedruckt und dazu Stellung genommen, etwa wäre doch weiten katholischen Kreisen unseres Volkes zum Bewußtsein gekommen, wie sehr sie — „geneppt" werden, damit die Herren Patres Pallotiner die in Deutschland erbettelten und durch Messelesen usw. „verdienten" Gelder in ihren Missiongebieten Kapland und Australien unter die Leute bringen können! Es besteht ein eigener „Meßbund für Afrika", von dessen österreichischer Abteilung die „Salzburger Chronik" am 11. 11. 1932 die Einladung zum Beitritt brachte. Nur 1 Schilling muß man als Jahresbeitrag zahlen, wofür nicht weniger als

300 Messen im Jahre für jedes einzelne Mitglied gelesen werden,

wobei ausdrücklich festgelegt ist, daß die Mitglieder dieses „Meßbundes für Afrika" die „Früchte" dieser Meßopfer auch nach dem Tode genießen. Es können aber in den „Meßbund für Afrika" auch lebende Personen ohne ihre Zustimmung und ihr Vorwissen auf-

genommen werden, eine gewiß einzigartige Erscheinung im Vereinsleben, die nur erklärlich wird, wenn man den Grund hiefür weiß. Viel alte Mütterleins lassen sich im Beichtstuhl oder sonstwie überreden, ihre in der „sündigen Welt" weilenden Kinder zur „Rettung ihrer Seelen" in den „Meßbund für Afrika" aufnehmen zu lassen, d. h. sie zahlen alljährlich für sie — einen Schilling! Viele zehntausend Schilling kommen alljährlich auf diese Weise zusammen und wandern nach Rom oder Afrika! Besonders weitherzig sind die Franziskaner, die auch ihren ständig bettelnden „Missionsverein" haben. Laut dem „Franziski-Glöcklein-Kalender" vom Jahre 1928 haben die Mitglieder desselben „Anteil an den vielen Ablässen, welche von den Päpsten diesem Vereine verliehen wurden, und an allen Gebeten und Opfern des Franziskanerordens. Jährlich werden bei 30 000 hl. Messen für sie gelesen. Jedes Mitglied erhält den reich illustrierten Jahresbericht gratis. Auch Verstorbene können in den Verein aufgenommen werden. Man wende sich an jedes Franziskanerkloster oder an die zwei Zentralen des Missionsvereins: Hall, Tirol, Franziskanerkloster, oder Bolzano, Italia, Franziskanerkloster".

Also sogar ein Verein mit — toten Mitgliedern, die allerdings dann nicht aufgenommen werden, wenn für sie kein Mitgliedsbeitrag bezahlt wird! Um diesen, d. h. um das Geld geht es ja, denn wer würde denn sonst jährlich die 30000 (!) Messen zahlen und etwa auch lesen lassen! Nun haben wir aber eine ganze Unmenge von Orden, Bruderschaften, Kongregationen, Vereine und Vereinchen, deren Mitglieder eigentlich, im Grunde genommen, nichts anderes sind als Spenden- und Meßgeldersammler der römisch-katholischen Kirche, deren Reichtum dadurch ständig wächst. Müssig ist es, darüber zu reden, daß der Stifter des Christentums, wie es in den Evangelien heißt, oft nicht wußte, wohin er sein Haupt legen konnte, während der Papst in Rom, obwohl er sich „Stellvertreter Christi" nennt, von einer Pracht umgeben ist, die ihresgleichen nicht findet auf Erden! Er hat ein Telephon aus purem Golde, fährt in einem eigens gebauten Kraftwagen mit Thron,

läßt sich selbst mit „Heiligkeit", seine Kardinäle und Bischöfe aber — die „Nachfolger" der aus Fischern, Zöllnern usw. bestehenden „Apostel" — mit „Eminenz" und „Exzellenz" betiteln ... Lachen wir doch nicht über den Dalai-Lama und seine Gebetsmühlen in Tibet, wir haben ja ganz das gleiche mitten im so „fortgeschrittenen Europa"! Götzendienst hier, Götzendienst dort, Geldsorge hüben, Geldsorge drüben! Es ist im Wesen des Priestertums begründet, daß der Glaube unwissender Menschen mißbraucht und schamlos ausgenützt wird zu allen möglichen Geschäften! Besonders beliebt ist die Anbietung geistlicher oder auch „ewiger" Vorteile für zahlende Abnehmer katholischer Blätter und Blättchen. Außerordentlich findig zeigte sich hierin um die Jahrhundertwende der Herausgeber der klerikalen Zeitschrift „Pelikan" in Feldkirch (Jesuitenkolleg!) in Vorarlberg. Dieser Mann — er hieß Johannes Künzle — scheint gewußt zu haben, daß man mit der Dummheit der Menschen stets das allerbeste Geschäft zu machen vermag. Also tat er im Jahre 1897 in einer massenhaft versendeten Probenummer seines Blattes kund, er hätte zwecks Abnehmerwerbung

einen Vertrag mit dem heiligen Joseph

gemacht und siehe da, die Leute fielen herein und bestellten massenweise den „Pelikan". Nun erneuerte der geschäftstüchtige Johannes Künzle seinen „Vertrag mit dem heiligen Joseph" alljährlich und brachte es schließlich auf 90 000 — (neunzigtausend) zahlende Abnehmer! Dieser aufgelegte Unsinn und greifbare Beweis für die Dummheit einer gewissen aber nicht spärlichen Gattung von Menschen ist nur ein einziges Glied aus der langen, langen Kette des glänzend organisierten Abnehmerfanges für römisch-katholische Blättchen, deren Macher oft einen ganzen Schwall von Dummheit von sich geben und dafür massenhaft — Geld bekommen. Aber auch durch alle erdenklichen „Hilfe"- und „Heil"mittel wird immer wieder versucht, Geld für den nimmersatten Rachen der römisch-katholischen Kirche zu ergattern. Wieder nur ein einziges Beispiel: in der „Sonntagszeitung" (illustrierte katholische Wochenschrift für das bayerische Oberland) konnte man im Jahre 1930 lesen:

Hoffende Mütter!
verehren die Muttergottes vom Himmel.
Wider Erwarten gute Geburten!
Wunderbarste Gebetserhörungen!
Herrlichste Dankschreiben.
Bild und Gebet versendet gegen Almosen
(1 RM. und aufwärts)
Katholisches Pfarramt Neukirchen.

Der Herr Pfarrer von Neukirchen geriet da allerdings in einen gewissen Wettbewerb mit den — Jesuiten, die ihr „Ignatiuswasser" ebenfalls als „hervorragendes Mittel" zur Geburterleichterung abgeben. Mit sichtlicher Befriedigung stellt nämlich die im Verlag des „Verein Volksbildung" (!) in Wien erschienene, vom erzbischöflichen Ordinariat Wien mit 31. 1. 1934 (!) approbierte Schrift „Das Ignatiuswasser" fest, daß es „unzählige Frauen vor ihrer schweren Stunde" regelmäßig gebrauchen. Aber schließlich ist die Nachfrage nach solchen Wassern immer noch so groß, daß die Jesuiten eine Konkurrenz vertragen. Ansonsten befassen sie sich ja auch in geldlicher Hinsicht nicht mit Kleinigkeiten, sie kümmern sich mehr um testamentarische Vermächtnisse usw. Wie solche Vermächtnisse in die Wege geleitet werden, zeigt uns eine diesbezügliche Anweisung des stz. in München ansässigen Ludwig-Missions-Verein, der die von ihm selbst gestellte Frage: „Wie gedenkt man der katholischen Mission im Testament?" wie folgt beantwortete:

„Entweder, indem man den Ludwig-Missionsverein zum Haupterben ernennt oder ihn mit einem Vermächtnis bedenkt. Im ersten Fall kann man ungefähr schreiben:

Testament.

‚Ich bestimme hiemit den Ludwig-Missionsverein in München, Pfandhausstraße 1, zu meinem Haupterben.'

Dazu dann: Ort, Datum, Unterschrift! Alles eigenhändig zu schreiben.

Es kann dabei auch noch ein Zusatz gemacht werden, daß einzelne Teile des Vermögens (z. B. Möbel, Kleider, Haus) an bestimmte Verwandte gegeben oder anderen wohltätigen Zwecken zuzuwenden sind.

Im zweiten Fall, wo der Ludwig-Missionsverein selbst nur ein Vermächtnis bekommen soll, kann man etwa folgende Fassung wählen:

‚Mein Haupterbe soll N. N. (Namen einfügen) sein. Derselbe ist gehalten, an den Ludwigs-Missionsverein in München, Pfandhausstraße, ein Vermächtnis von . . . Mark auszuzahlen.‘ Wiederum Ort, Datum und Unterschrift! Alles eigenhändig zu schreiben!“

Da es allezeit genug Leute gab, die sich vor der Hölle fürchteten bzw. eine sichere Anwartschaft auf den „Himmel“ erwerben wollten, häuften sich die frommen Vermächtnisse und die Missiongesellschaften und Orden kamen zu riesigen Vermögen. So hatte z. B. der Jesuitenorden im Jahre 1931 nach dem Bericht der „Daily Mail“ vom 25. 1. 1932 in Spanien allein ein Vermögen im Wert von rund hundert Millionen Pfund Sterling, wovon aber „nur“ fünf Millionen auf den Namen des Ordens eingetragen waren! Wie arm, ja, wie zum Erbarmen sind dagegen die protestantischen Jahwehamtswalter, die sich oft genug um ihre Kirchensteuer raufen müssen. Wie naiv nimmt sich gegenüber den Haifischzügen der römisch-katholischen Pfaffheit der nachfolgend gebrachte Krebsfangversuch jenes protestantischen Pfarrers aus, der im evangelischen Gemeindeblatt „Glaube und Heimat“ (Folge 7 von 1932) in Jakobshagen in Pommern einem Gemeindemitglied schrieb:

„Rechnung für Johann G.
von seinem Meister, dem Herrn der Erde.

1. Für 10 Regengüsse auf seine Äcker, per Regen 25.— RM.	250.— RM.
2. Für 2 Extraregengüsse in sehr dürrer Zeit, per Regen 50.— RM.	100.— RM.
3. Für 60 Tage Sonnenschein zu 10.— RM.	600.— RM.
4. Verschiedenes, wie Wind, Tau usw. . . .	300.— RM.
zusammen	1250.— RM.

Gegenrechnung.
Johann G. bezahlte

1. Kirchensteuer	10.— RM.
2. Kirchenkollekte	2.50 RM.
3. Hauskollekte	2.50 RM.
zusammen	15.— RM.
Bleibt Restschuld an Gott	1235.— RM.

Ist diese unbezahlte Schuld an Gott nicht riesengroß?“

Dieser von wirklich rührender Einfalt getragene Erguß eines bedräng-

ten Gemüts sticht nahezu wohltuend ab gegenüber den zielsicheren, großzügigen Geldabzapfungmethoden der römisch-katholischen Pfaffheit. Auf diese passen, wie angemessen, die folgenden harten, aber wirklich treffenden Sätze Viktor H u g o s:

„Ihr verkauft die Taufe am Tage der Geburt. Ihr verkauft den Verliebten das Recht, zu heiraten. Ihr verkauft den Sterbenden das Recht, hinzuscheiden. Ihr verkauft Verstorbenen die Totenmesse. Ihr verkauft Gebete, Messen, Kommunion. Ihr verkauft Rosenkränze, Kruzifix und Segen. Nichts ist heilig für euch, alles ist nur Ware. Es ist nicht möglich, auch nur einen Schritt in eure Kirche zu tun, ohne zu zahlen beim Eintritt, ohne zu zahlen beim Sitzen, ohne zu zahlen beim Beten. Die Kirche ist ein Zahltisch."

Von Walther von der Vogelweide über Thomas Murner zu Viktor Hugo! Je dreihundert Jahre liegen zwischen dem Leben der drei Männer, also rund s e c h s h u n d e r t J a h r e von der bitteren Klage des ersteren bis zu den scharf anklagenden Feststellungen des letzteren! Nicht im mindesten hat sich in den sechshundert Jahren die Geldgier der Pfaffheit geändert. Heute noch, wie dazumal, mengt sich überlaut in das Geläute der Glocken das Geklirre des Geldes. Hinter jeder Pfaffheit steht die Sucht nach dem Geld! So ist es in der Gegenwart, so war's in der grauen Vergangenheit. Vor mehr als zwei Jahrtausenden brachten die verängstigten Menschen ihre Opfer dem Baal, die Baalspfaffen jedoch aßen, tranken und nützten die ihrem „Gott" gebrachten Gaben. Heute ist es der Form nach wohl anders, i m W e s e n a b e r v o l l k o m m e n g l e i c h ! Was im „Namen Gottes" gesammelt oder sonstwie ergattert wird, dient dem leiblichen Wohl und der Machtgier der Pfaffheit und ihrer verläßlichsten Mitläufer. Das G ö t t l i c h e aber wird erstickt durch Kult und Geschäft! Darum Schluß mit einer Lehre, die sich beugt vor dem g o l d e n e n K a l b , die zugeschnitten ist für die Befriedigung der ständigen Geldbedürfnisse der Pfaffheit, bei der um Geld a l l e s zu haben ist! Unser heutiges, artgemäß empfundenes, mit der Vernunft im Gleichklang stehendes Gotterkennen bedarf keines Kultes und somit keiner Pfaffheit mit Klingelbeutel und Opferstock, denn es fordert nur O p f e r d e s e i g e n e n I c h f ü r d a s e i g e n e V o l k !

Schlußwort.

Der Verfasser dieser Schrift hat darin niedergelegt, was seinem Wissen erreichbar war. Es ist zu wenig, um auch nur annähernd ein Bild jenes *riesigen Trugs* zu geben, dem die Menschheit nun schon neunzehnhundert Jahre ausgesetzt ist, und doch genug, um verschiedene Leser anzuregen, sich weitere Aufklärung aus größeren Werken zu schaffen. Wenn man die Zustände, insbesonders in der römisch-katholischen Kirche, mit offenen Augen betrachtet, dann muß man feststellen, daß sie nicht nur uns ganz *artfremd*, sondern auch *zeitfremd* sind und auf offensichtlichen *Lügen* sich aufbauen. Betrachten wir doch nur die in dieser Schrift angeführten Tatsachen und stellen wir ihnen die Worte der *päpstlichen* Enzyklika „*Aeterni Patris*" vom 4. 8. 1897 entgegen:

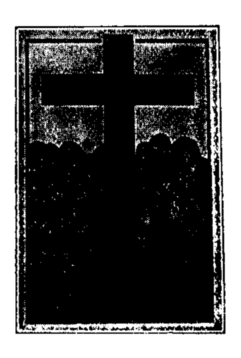
> „Weil aber, wie der Apostel sagt: ‚durch Weisheit und eitle Täuschung' (Kolosser 2,8) die Christgläubigen nicht selten in Irrungen kommen, und die Lauterkeit des Glaubens in den Menschen verdorben wird, haben es die obersten Hirten der Kirche immer zu ihren Aufgaben gerechnet, auch die *wahre Wissenschaft* mit allen Kräften zu fördern und zugleich mit besonderer Wachsamkeit vorzusorgen, daß alle Zweige des menschlichen Wissens nach der Richtschnur des katholischen Glaubens gepflegt werden, ganz besonders aber die Weltweisheit, die Philosophie, von der ja größtenteils der rechte Betrieb in den übrigen Wissenschaften abhängt."

Die kirchliche „Wissenschaft" gründet sich einzig und allein auf die Worte der „heiligen Schrift", die sich viel hundertmal *selbst widerspricht* und ein so *begrenztes* Blickfeld zeigt, daß man eigentlich über sie und ihre Feststellungen mitleidig lächeln müßte, wenn sie nicht heute noch die Richtschnur für den Gottglauben ungezählter Millionen Menschen bilden würde. Aber es *tagt* auch in unzählbaren Gehirnen

und die Zeit wird kommen, in der das Christentum an seiner eigenen Unzulänglichkeit erstickt. Die hellsichtig gewordenen Menschen in den erwachenden Völkern sehnen sich nach einem Gotterleben, das wirklich den Regungen der Seele und des Rasseerbgutes entspringt und im Einklange mit den Erkenntnissen, die sich der Menschenverstand über das Walten der Erscheinungen im Weltall geschaffen hat. Nicht Gottesleugner wollen wir sein, sondern Bewunderer des Göttlichen, das sich überall offenbart, wo Leben und Schönheit sich zeigt. Die „Deutsche Gotterkenntnis" des Hauses Ludendorff weist uns den Weg hiezu, denn in ihr eint sich das Gotterleben der Seele mit den Erkenntnissen der Vernunft. An uns aber liegt es, freudig und stolz für die Zukunft unseres herrlichen Volkes zu kämpfen, damit es sich löse von allen Fesseln jener ihm oft selbst garnicht bewußten Dummheit, in die es eine berechnende, machtlüsterne, geldgierige Pfaffheit seit nahezu zwölfhundert Jahren geschlagen hat!

Für den Kampf gegen Rom

Dr. Mathilde Ludendorff:



Erlösung von Jesu Christo
ungekürzte Volksausgabe 2.— RM., geb. 4.— RM., 372 S., 43.—47. Tsd., 1936

Ein Blick in die Morallehre der römischen Kirche
geh. —.25 RM., 50 Seiten, 99.—104. Tsd., 1937

E. und M. Ludendorff:

Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende
geh. 2.— RM., Ganzleinen 3.— RM., 192 Seiten, 46.—50. Tausend, 1937

Das große Entsetzen — Die Bibel nicht Gottes Wort!
Sonderdruck, geh. —.30 RM., 32 Seiten mit farbigem Umschlag, 261.—280. Tausend, 1937

General Ludendorff:

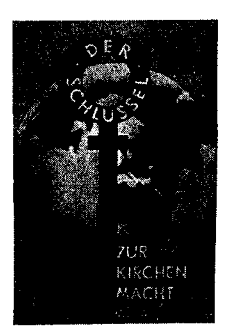
Abgeblitzt!
Antworten auf Theologengestammel über „Das große Entsetzen"
geh. —.70 RM., 76 Seiten, 21.—30. Tausend, 1937

Prof. Berger:

Der Materialismus des Christentums — das wahre Gesicht der katholischen Kirche
geh. 1.50 RM., 109 Seiten, 11.—20. Tausend, 1937

Wilhelm Matthießen:

Der Schlüssel zur Kirchenmacht
Ein Blick in das römisch-katholische Ritual
geh. 1.10 RM., 76 Seiten, 1937



Dr. Ludwig F. Gengler:

Katholische Aktion im Angriff auf Deutschland — Die Lüge vom „rein-religiösen" Werbefeldzug
geh. —.50 RM., 32 Seiten, mit Bildumschlag, 11.—20. Tausend, 1937

Landgerichtsrat Prothmann:

Glaubensstrafrecht oder Seelenschutz?
geh. 2.40 RM., 192 Seiten

Zu beziehen durch den gesamten Buchhandel, durch die Ludendorff-Buchhandlungen und -Buchvertreter

---

Ludendorffs Verlag, G. m. b. H., München 19

Ehemalige römische Priester schreiben über die christliche Lehre und ihre Einrichtungen

Dr. E. Gottschling:
Seelenmißbrauch in Klöstern
geh. 2.— RM., 100 Seiten, mit 7 Abbildungen, 6.—11. Tausend, 1937

A. Thiel:
Priestervergötzung und Volksgemeinschaft — Romkirchliche Archive plaudern aus
geh. 1.20 RM., 88 Seiten.

Konstantin Wieland:
Die Ohrenbeicht
geh. —.30 RM., mit farbigem Bildumschlag, 24. bis 29. Tausend, 1937

Modernisteneid und katholische „Wissenschaft"
geh. —.40 RM., 24 Seiten, mit Bildumschlag, 11.—15. Tausend, 1937

Franz Griese:
Der große Irrtum des Christentums — erwiesen durch einen Priester
geh. 1.50 RM., 104 Seiten, 17.—21. Tausend, 1937

Ein Priester ruft: „Los von Rom und Christo!"
geh. 1.50 RM., 90 Seiten, 25.—27. Tausend, 1936

Zu beziehen durch den gesamten Buchhandel, durch die Ludendorff-Buchhandlungen und -Buchvertreter

---

Ludendorffs Halbmonatsschrift
„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft"



mit Tiefdruckbildern, erscheint am 5. und 20. jeden Monats. Es ist die einzige Zeitschrift, in der der Feldherr und seine Gattin schreiben. Immer gegenwartnahe, unterrichtet Ludendorffs Halbmonatsschrift über alle Gebiete völkischen Geisteslebens, über Deutsche Gotterkenntnis, aber auch über das heutige Wirken der überstaatlichen Mächte in den Völkern Europas und der ganzen Welt; auch finden darin Abhandlungen über Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft, Erziehung und Hochschulwesen Aufnahme.

Einzelpreis —.40 RM., Monatsbezugspreis durch die Post —.64 RM., unter Streifband vom Verlag —.70 RM.

Ludendorffs Verlag, G. m. b. H., München 19